

NEUES ARCHIV

DER

GESELLSCHAFT FÜR ÄLTERE DEUTSCHE
GESCHICHTSKUNDE

ZUR

BEFÖRDERUNG EINER GESAMTAUSGABE
DER QUELLENSCHRIFTEN DEUTSCHER GESCHICHTEN
DES MITTELALTERS

FÜNFZIGSTER BAND



BERLIN 1935

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW 68. ZIMMERSTRASSE 94

ÜBER DIE GLAUBWÜRDIGKEIT HELMOLDS UND DIE INTERPRETATION UND BEURTEILUNG MITTELALTERLICHER GESCHICHTSCHREIBER.

Von
BERNHARD SCHMEIDLER.

Über die Glaubwürdigkeit mittelalterlicher Geschichtschreiber gibt es zahlreiche Untersuchungen der deutschen kritischen Geschichtsforschung des 19. Jh., besonders Dissertationen aus der Schule von GEORG WAITZ. Gegenüber den Angriffen auf diese Literatur in dem hier ausführlich zu besprechenden Buche des Russen JEGOROV¹ ist es nützlich, folgende allgemeine Bemerkungen der eigentlichen Untersuchung vorzuschicken. Solche Dissertationen (und Untersuchungen dieser Art überhaupt) können, wie Mengenerzeugnisse häufig, die nicht immer oder sogar oft nicht aus besonderen Fähigkeiten und eigenem inneren Antriebe ihrer Verfasser hervorgehen, im einzelnen Falle natürlich leicht einmal minderwertig und belanglos sein, aber sie haben im ganzen doch ihren guten Sinn und ihre unbestreitbare methodische Notwendigkeit. Es ist ein unumgängliches und nicht zu unterlassendes Verfahren, daß man Quellen, die in so vielen ihrer Bestandteile und Nachrichten singuläre Überlieferungen bieten wie die Geschichtschreiber des früheren Mittelalters (bis ins 11., 12. und 13. Jh. hinein), in den Teilen und Nachrichten, die sich anderweitig nachprüfen lassen, einer genauen solchen Nachprüfung unterzieht, um sich auf Grund dessen, was sich da bestätigen oder widerlegen läßt, ein Urteil darüber zu bilden, was die anderweitig nicht belegten

¹) Ich zitiere stets diese Namensform, die auch auf dem Titelblatt der Übersetzung des hier zu behandelnden Werkes steht. In anderer Transkription kann man (nach freundlicher Mitteilung von R. SALOMON-Hamburg an mich) auch EGOROV schreiben, und so zitiert J. sich selbst auf S. 425 von Band 1 des hier besprochenen Werkes im Literaturverzeichnis.

Nachrichten wohl wert sein mögen. Der kritische Historiker muß sich von jeder Quelle höheren Ranges und besonderer inhaltlicher Wichtigkeit darüber unterrichten, wo sie entstanden ist, wann sie entstanden ist und wer ihr Verfasser, von welcher Art dessen gesamte Persönlichkeit gewesen ist. So verfährt man noch heutzutage bei den modernsten Memoiren, bei denen nur diese Feststellungen meist erheblich leichter und vollständiger möglich sind als bei den frühmittelalterlichen Geschichtschreibern; wie mannigfach auch der Massenbetrieb von Untersuchungen solcher Art, oft mit Recht bei der Qualität einzelner Arbeiten, beanstandet worden ist — nicht wenige sind scharfer Verurteilung durch WAITZ selber verfallen —, so sind sie gleichwohl unerlässlich, wenn in richtiger Weise zu der Sache, den historischen Ereignissen selbst vorgedrungen werden soll. So möge man die auch hier wieder einmal gebotene Untersuchung eines bereits viel behandelten Schriftstellers entschuldigen, sie ist notwendig; es handelt sich um einen so großen und wichtigen Vorgang in der deutschen Geschichte wie die Kolonisation der Länder östlich der Elbe im 12. Jh. und um die für viele Einzelvorgänge dabei grundlegende Slavenchronik Helmolds.

Dieser hat mit seinem Nachleben wirklich einiges unverdiente Unglück. Kaum war er nach dem schweren Angriff von SCHIRREN durch zahlreiche folgende Arbeiten von WIGGER, BRESSLAU, v. BRESKA und anderen in seiner Bedeutung und seinem Ansehen wiederhergestellt, so daß ich mich 1909 in meiner Ausgabe¹ ganz auf den neugewonnenen Boden wiederhergestellten Vertrauens stellen und eine gleichzeitig erscheinende und sofort anschließende Literatur (von OHNESORGE und anderen) darin beinahe noch weitergehen konnte, da erschien schon 1915 ein neuer, der Absicht nach wiederum vernichtender Angriff auf den Verfasser der Slavenchronik und sein Werk. Der Russe DMITRIJ NIK. JEGOROV hat sich in seinem großen zweibändigen Werke: Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jh.², eingehend im ersten Bande mit Hel-

¹) SS. rer. Germ., 1909. Vgl. dazu meine Übersetzung in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit Bd. 56, Leipzig 1910, und meinen Aufsatz: Helmold und seine Cronica Slavorum. In der Zs. des Vereins f. Lüb. Gesch. u. Altertumskunde Bd. 14 (1912), S. 185—235.

²) Band 1. Material und Methode. Übersetzt von HARALD COSACK. XV, 438 S. Mit einer Beilage: Registrum Raceburgense A. 1229/30 (Wiedergabe der Handschrift in Nachzeichnung). Band 2. Der Prozeß der

molds Slavenchronik beschäftigt (auf 168 Seiten großen Oktavformats) und hat gemeint, Helmold als Geschichtschreiber, sein Werk als Quelle für die Geschichte der Kolonisation des deutschen Ostens (in der Gegend um Lübeck) überhaupt ausschalten zu können; sein Bericht sei völlig unbrauchbar und geradezu irreführend. Sätze schärfster Formulierung in dieser Richtung finden sich auf jeder Seite von JEGOROVs Buch¹, soweit es sich mit Helmold be-

Kolonisation. (Mit zwei großen Kartenaufrißen.) Übersetzt von GEORG OSTROGORSKY. XXI, 485 S. Breslau, Priebatschs Buchhandlung, 1930. Herausgegeben vom Osteuropa-Institut als Nr. 1, Band 1 und 2 seiner: Bibliothek geschichtlicher Werke aus den Literaturen Osteuropas. Dazu ergänzend Band 3: JEGOROVs Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert. Ein kritisches Nachwort von HANS WITTE (XII, 233 S.). Breslau, 1932. Dieser Band WITTES wird hier von mir als WITTE 3 zitiert; über WITTE 1 und 2, über die gesamte Aufnahme des JEGOROVschen Werkes in der deutschen Wissenschaft unterrichtet inzwischen meine Anzeige in der *Histor. Zs.* Bd. 146 (1932), S. 333—340. Zu der dort genannten Literatur ist noch nachzutragen die Besprechung von JEGOROV durch JOHANNES SCHULTZE in den *Forschungen zur Brand. und Preuß. Geschichte* Bd. 43 (1930), S. 388—390; C. A. Endler in *DLZ.* 1931, Sp. 1855—1859.

¹) Und daß diese Kritik J.s an H. bei den deutschen Forschern ihre Wirkung getan hat, mag eine kleine Zusammenstellung von zustimmenden Äußerungen deutscher Kritiker zu J.s Werk gerade bezüglich der H.-Kritik zeigen. HANS WITTE sagt in seiner ersten Anzeige in der *Zs.*: *Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung*, hg. von W. VOLZ und H. SCHWALM Jahrg. 1, Heft 2 (1930), nachdem er (S. 3f.) auch einige Einwendungen gegen J.s Gesamtergebnis bezüglich H.s vorgebracht hat, doch auch (S. 4): 'man wird sich diesen höchst eindrucksvollen Vorzügen dieses Buches nicht entziehen können. Und wenn es weiter nichts enthielte als die Kritik an Helmold und die Untersuchung des Ratzeburger Zehntenregisters, so würde schon damit allein der Verfasser die deutsche Wissenschaft aufs tiefste verpflichtet, sich eine bleibende Stellung in ihr errungen haben'. Und abschließend, nach einem durchaus vorbehaltlosen Referat, S. 7f.: 'Nachdem Helmolds Geltung somit nicht geradezu restlos erledigt ist, denn man wird ihn trotz alledem als einzige chronikale Quelle der deutschen Besiedlungszeit unserer Gegend niemals entbehren wollen, auch bei hinreichender Kritik trotz seiner biblischen Einkleidungen und Redewendungen, die ja nicht unbedingt und in allen Fällen zum Tatbestand in Widerspruch stehen müssen, und trotz gewiß nur geringer Zuverlässigkeit manchen mit Schutt überdeckten Tatsachenkern aus ihm entnehmen können; nachdem also seine Geltung auf ein äußerst geringes Maß zurückgeführt worden ist, wendet sich J.' usw. Und noch zum Schluß auf S. 23 bezeichnet WITTE J.s Helmoldkritik als einen großen Wurf, wobei

schäftigt, es mag hier genügen, den Schlußsatz dieser Untersuchung als Beleg anzuführen (S. 168): 'Das Urteil JAFFES über Herbord, der als Schriftsteller so viel gemeinsame Züge mit Hel-mold besitzt, verwendend, können wir von unserem Autor sagen: his rebus cognitis, neminem negaturum esse arbitror, Chronica presbyteri Bozoviensis in fallacium librorum choro contineri'.

Wie sehr JEGOROVs Werk in seinen sachlichen Thesen über die Mecklenburgische Kolonisation vor allem durch die Arbeiten von H. WITTE bereits widerlegt worden ist, habe ich in meiner erwähnten Anzeige in der Histor. Zeitschrift dargelegt. Aber WITTE vermeidet es absichtlich (WITTE 3, S. 4—10), auf J.s Hel-moldkritik näher einzugehen, er bezeichnet (S. 227f.) als 'besonders erwünscht eine eingehende Sonderbehandlung von J.s Hel-moldkritik' und wünscht sie sich in einer ziemlich deutlichen Weise von mir als dem letzten Herausgeber Hel-molds. Wenn ich diesem Wunsche hier nachkomme, obwohl ich den wissenschaftlichen Wert von J.s Werk durch WITTEs eigene Arbeiten bereits für ziemlich restlos erledigt ansehe, so bestimmen mich dazu zwei Gründe. Einmal der gleiche, durch den sich WITTE zur Aus-führung seiner unerquicklichen und mühsamen Widerlegung der J.schen Behauptungen in Sachen der Kolonisation genötigt sah:

man ihm uneingeschränkt folgen könne. In der Zs. d. Gesellsch. f. Schleswig-Holsteinische Geschichte Bd. 60, Heft 2 (1931), S. 557—572 sagt V. PAULS nach ausführlichem, trotz einiger Einschränkung in der Hauptsache zustimmenden Referat über J.s Hel-moldkritik, auf S. 564 abschließend: 'Seit SCHIRRENS Kritik an dem Werk des Bosauer Pfarr-herrn ist der Glaubwürdigkeit dieses angesehenen mittelalterlichen Schriftstellers kein solcher Schlag versetzt worden wie durch J.s Un-ter-suchung seines Quellenwertes. Denn an den von J. gezogenen Grund-linien wird Wesentliches kaum zu ändern sein'. Trotzdem kommen dann allerdings noch einige einschränkende Gesichtspunkte. In den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Bd. 43 (1930), S. 388 ff. nennt JOHANNES SCHULTZE (S. 389) diesen Teil des J.schen ersten Bandes 'eine eindringliche, ausgezeichnete Untersuchung der Glaubwürdigkeit der bisherigen Hauptquelle, der Slavenchronik H.s. Die bereits von SCHIRREN bekämpfte Glaubwürdigkeit des Pfarrers von Bosau wird gegenüber seinen Verteidigern nahezu in jeder Hinsicht erschüttert'. — Leider hat sich keiner von diesen wissenschaftlich an-gesehenen Referenten die Frage vorgelegt, wie sich denn diese neue Vernichtung H.s mit der erst kurz vor J.s Werk in der neuen Monu-mentenausgabe niedergelegten Wertung H.s vertrug, und wie der Wider-spruch zwischen diesen beiden, gleichmäßig erst kürzlich vertretenen Beurteilungen denn aufzulösen sei.

J.s gesamte Darlegungen sind getragen von dem Geiste des slavischen Nationalismus, sie können diesem auch jetzt noch und weiterhin als Waffe dienen. WITTE hat nun zwar J.s Werk für alle anderen Sachgebiete und Fragen so gut wie restlos widerlegt, diese Arbeit aber für J.s Helmoldkritik, wie erwähnt, absichtlich fast ganz unterlassen. Diese Helmoldkritik nimmt aber 168 von 438 Seiten von J.s erstem Bande ein, entsprechend der Tatsache, daß H. nun einmal (trotz J.!) die wichtigste und ausführlichste Quelle für unsere Kenntnis der Kolonisationsvorgänge des 12. Jh. ist. Würde die deutsche Forschung nicht die Grundlosigkeit auch der J.schen Helmoldkritik zeigen, so könnte slavischer Nationalismus immer noch sagen, daß dieser eine Hauptbestandteil des J.schen Gebäudes von der deutschen Wissenschaft unwiderlegt geblieben sei, nicht habe widerlegt werden können, daß also doch wohl etwas daran sei.

Mein zweiter Grund für die Darbietung einer neuen Untersuchung über H. kann positiver sein als der erste, für WITTE und mich maßgebende: Helmold lohnt immer noch eine neue Sachuntersuchung, die, gerade auch nach J., Neues über ihn und zu den Fragen der Kritik mittelalterlicher Schriftsteller überhaupt zutage fördern kann. H.s Werk ist aber eine Quelle, derengleichen wir nur wenige für die deutsche Geschichte des Mittelalters haben, es ist wirklich nicht angängig, einen solchen Schatz gleichmütig mit Füßen treten und für trügerisch erklären zu lassen. Die Wahrheit muß geklärt, eine haltbare Beurteilung von H. und seinem Werke muß gesichert werden. Dazu hat J. seine Behauptungen über H. auf allgemeine Darlegungen über die Methode der Interpretation mittelalterlicher Schriftsteller überhaupt gegründet, die dringend der Nachprüfung und Berichtigung bedürfen. Ich selbst habe mir (lange vor J., von Anbeginn meiner Arbeiten bei den Monumenten an) mancherlei Grundsätze und Ergebnisse auf diesem Gebiet erarbeitet, von denen ich einiges bei dieser Gelegenheit vortragen, zum gereinigten und geförderten Verständnis H.s verwerten kann. Das wird den folgenden Ausführungen vielleicht auch für solche, die J. in seinen Hauptthesen bereits als widerlegt und erledigt ansehen, einigen Wert geben und sie als berechtigt erscheinen lassen.

Ehe ich dazu übergehe, scheinen mir noch ein paar Worte über die Art meiner Stellungnahme zu J. in persönlicher Hinsicht erforderlich. Nach seinem Tode (vgl. *Histor. Zs.* a. a. O. S. 340)

bin ich mir bewußt, daß ich auf jede persönliche Polemik gegen einen Mann, der für seine Arbeit nicht mehr eintreten kann, soweit irgend möglich zu verzichten habe. J. hat meine eigene Arbeit als Herausgeber von Helmod in manchmal recht sonderbarer Weise behandelt (vgl. unten S. 376 ff.), aber das will und kann ich völlig zurücktreten lassen. Ich habe keine Ursache, meine frühere Arbeit an H. irgendwie zu verleugnen oder zurückzunehmen, ich glaube, daß sich ihre Ergebnisse gegen die direkte und indirekte Kritik von J. durchaus behaupten werden. Aber ich empfinde keine Notwendigkeit, irgendeine Art Verteidigung meiner früheren Arbeit voranzustellen oder zu betonen. Ich will versuchen, rein die Sache, soweit es mir möglich ist, reden zu lassen. Über das Ergebnis mögen andere urteilen.

I.

J. bietet seine Helmodkritik in drei Kapiteln: I. Die realen Quellen Helmod's, S. 1—71; II. Die formalen Quellen Helmod's, S. 72—160; III. Die slavisch-deutschen Beziehungen in der Schematisierung Helmod's, S. 160—168. Der Gang und die Art seiner Beweisführung sind sehr weitschweifig und umständlich¹, aber um seine Behauptungen wirklich deutlich sichtbar zu widerlegen, kann ich nicht anders verfahren, als daß ich dem Gange seiner Beweisführung folge und durch deren Widerlegung im einzelnen sie im ganzen zunichte mache. Dabei ist es völlig unmöglich, jede einzelne Behauptung und These J.s zu widerlegen; seine gesamte Darstellung ist sehr bestimmt und suggestiv, mit sehr weitreichenden allgemeinen Thesen auf Grund sehr weniger Einzelbeweise (versuchter Beweise!) durchsetzt. Ich kann nichts weiter tun als den allgemeinen Gang der Untersuchung in Abkürzung ungefähr wiedergeben und die wenigen versuchten Beweise, wo sie sich fassen lassen, beleuchten. Wer sich ein Urteil über die Schlüssigkeit meiner Beweisführung bilden will, den muß ich bitten, J. selbst zur Hand zu nehmen und danach meine und seine Darlegungen nachzuprüfen. Wollte ich anders verfahren und J.s Darstellung Satz für Satz in allen Einzelheiten nachprüfen, so müßte ich ein ebenso dickes und unförmiges wie langweiliges

¹) Zu dieser Behauptung und den folgenden Sätzen vgl. WITTE 3, 2 und öfters; meine obigen Ausführungen sind vor Kenntnis von WITTE 3 geschrieben.

und unlesbares Buch statt eines Aufsatzes schreiben; ich hoffe, die hier beizubringenden schlagenden Beispiele werden ihren Dienst besser als eine vollständige und ermüdende Analyse tun.

J. bahnt sich den Weg zu seinen Ausführungen dadurch, daß er zunächst (auf S. 1—2 oben) den Lesern mit der fertigen These seiner ganzen Helmolduntersuchung ins Gesicht springt: H. hat jederzeit, bei seinen Zeitgenossen wie den nachfolgenden Generationen bis zum heutigen Tage, viel Interesse gefunden, bei den Forschern des 19. Jh. vor allem deswegen, weil sie ihn für eine wertvolle, vielfach die einzige Quelle für die von ihm vermittelten Nachrichten hielten und weil er ihnen ein fertiges Schema der ältesten slavisch-deutschen Beziehungen darbot, das annehmbar erschien und tatsächlich im 19. Jh. übernommen wurde. — Damit ist im Kerne bereits alles gesagt: H. ist gar kein Historiker, keine wirkliche Quelle, er hat eine schematische Anschauung über die ältesten slavisch-deutschen Beziehungen, und die Forscher des 19. Jh. haben ihm diese gutgläubig nachgeschrieben, ohne sie ernsthaft wissenschaftlich zu prüfen. Der Leser, der sich in den Bann dieser suggestiven Ausführungen begibt, weiß vom ersten Abschnitt an, wie er sich zu H. und allem, was damit zusammenhängt, zu stellen hat, er ist entsprechend vorbereitet. — Folgerichtig schließt sich sogleich die nächste These an (S. 2): Aber die bisherige Helmoldforschung hat das in keiner Weise erkannt, sie starrt wie hypnotisiert auf SCHIRREN und seitdem 'dauert bis heute die ermüdende und sterile Phase der Apologien und „Rettungen“ Helmolds an, die Überhandnahme des Geringfügigen gegenüber dem Wesentlichen, das völlige Verschwinden des Hauptthemas unter dem Druck hineingetragener kleinlicher Eitelkeiten. Die Formel „für Helmold — gegen SCHIRREN“ erhält die Bedeutung eines ernsten historisch-kritischen Themas und schafft die Vorbedingung unfruchtbarer¹ und ungeschichtlicher Betrachtung für eine ganze Reihe von Arbeiten'. J. setzt solche Betrachtungen über die sonderbare Art SCHIRRENS und seiner Gegner noch eine Weile fort (bis auf S. 6), aber ich muß sogleich gegen diese ganze Art seiner Darstellung Einspruch erheben. Die Arbeiten von F. WIGGER, H. BRESSLAU, H. v. BRESKA, P. REGEL, um einige der wichtigsten Erzeugnisse dieser älteren Literatur zu nennen,

¹) Von J. gesperrt, wie alles, was hier weiterhin in Zitaten als gesperrt erscheint.

sind ganz sachgemäße, zum Teil scharfsinnige Untersuchungen und Studien, die die Kenntniss des Pfarrers von Bosau und seines Werkes recht verdienstlich gefördert und die Argumente SCHIRRENS in durchaus angemessener und erforderlicher Erörterung fast restlos widerlegt haben. Es sind zum Teil Dissertationen der hier eingangs gekennzeichneten Art und gewiß keine epochemachenden Erzeugnisse der allgemeinen Geistesgeschichte, dafür aber solide, kritische Untersuchungen, deren Argumente mit abschätzigen Bemerkungen nicht abgetan werden können. Ich habe in der Praefatio meiner Ausgabe p. XIII—XV den Inhalt und die Ergebnisse dieser Arbeiten in Kürze wiedergegeben, aber J. nimmt auf diese Darlegungen von mir wie auf manches andere aus meiner Ausgabe nur mit Schweigen Bezug; für den Kenner der Dinge sind Behauptungen, und wenn sie noch so apodiktisch vorgetragen werden, noch keine Beweise, und so kann man von J. bisher nur sagen, daß er mit zwei unbewiesenen, sehr schroffen Thesen über H. und die gesamte Forschung des 19. Jh. über ihn sein Buch beginnt. Erst auf S. 6 fühlt er das Bedürfnis, sich nach Beweisen umzusehen, und er will zu diesem Zweck H. im Unterschied von der bisherigen Forschung einer vorurteilsfreien Untersuchung unterziehen, die sich auf sein ganzes Werk (und nicht nur auf Teile desselben) erstreckt; und er will zweitens die Quelle aufzeigen, die bisher noch niemand herangezogen und die nichtsdestoweniger das ganze Werk H.s grundlegend und auf das bestimmteste beeinflusst hat, nämlich (wenn ich die folgenden ganzen Ausführungen bis auf S. 28, wo das dann deutlich gesagt ist, richtig verstehe) die Persönlichkeit H.s. Da ergibt sich nun ein schlimmes Bild. H. ist ein naiver, beschränkter, einfältiger Mensch (das ist nicht ganz unrichtig, aber bei J. weit übertrieben), ein Pfarrer vom Lande; die Quellen seiner Kenntniss der zeitgenössischen Ereignisse nennt er entweder in unzuverlässiger Weise oder er verschweigt sie gerade da, wo er sie hätte nennen müssen, er verändert den genauen Wortlaut eines Zitats ohne jede Notwendigkeit. Den Urkunden und ihrem Wert gegenüber kann man nur sein völliges Unverständnis feststellen; er schöpft überall aus zweiter Hand, schreibt vom Hörensagen. Den schriftstellerischen Quellen gegenüber verfährt er im höchsten Maße unzuverlässig, er schreibt nach seinen Sympathieen und Antipathieen, er will die Geschichte der Bekehrung der Heiden schreiben und verteilt nach diesem Gesichtspunkte Lob und Tadel; bei ihm

liegt eine völlig souveräne Behandlung nicht nur des Textes (seiner Quellen), sondern auch der Tatsachen vor; eine Gruppe von Mitteilungen bei ihm ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Frucht seiner Phantasie, er ist ein Mensch der Bücherweisheit und der Schulgelehrsamkeit, und so ergibt sich als Abschluß dieser ganzen Ausführungen der Satz (S. 28): 'Den Quell der Fabeldichtung Helmolds muß man nicht außerhalb seiner Person, sondern in ihm selbst suchen. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß es nicht unsere Aufgabe ist, Helmold zu verteidigen oder anzugreifen, wir haben ihn nur zu erklären.'

Der letzte hier wiedergegebene Satz wäre ein löbliches Programm, wenn J. es richtig ausführen würde. Er geht daran, indem er die Erklärung dafür, warum H. 'Fabeldichtung' geliefert habe, in der Vergleichung mit der späteren Geschichtschreibung der Bettelorden des 13. Jh. sucht. H. sei ein erster Vertreter der von WATTENBACH beklagten fabulösen Geschichtschreibung des späteren Mittelalters, ein erster Beweis für den Verfall des historischen Sinns und Verständnisses der früheren Zeit. Das führt J. nun in geistesgeschichtlicher Darstellung auf S. 28 ff. aus, aber das braucht uns hier noch nicht zu interessieren. Denn die Beweise dafür, daß H. in der von J. gekennzeichneten Art 'Fabeldichtung', nicht Geschichte geliefert habe, die sollen auf S. 7–28 enthalten sein, und diese Beweise müssen wir nun ein wenig näher prüfen.

Da finde ich nun erstmalig auf S. 12 – 14 eine ausführliche Untersuchung eines von H. erzählten Sachverhalts, der sich durch Urkunden nachprüfen läßt; es soll sich nach J. daraus ergeben, daß die von H. hier einmal ausnahmsweise scheinbar angewandte 'Akribie, all diese zur Schau getragene Genauigkeit' in Wahrheit eine 'monströse Unstimmigkeit', 'nicht zu vereinigende Widersprüche' aufweist. Ich gebe zunächst den Bericht nach H., wie er sich mir aus dem Texte zu ergeben scheint, und vergleiche damit, wie J. den Bericht auffaßt, welche Folgerungen gegen H. er aus dieser seiner Auffassung ableitet. I, 77, S. 145 f. erzählt H., daß (zwischen 1152 und 1154) nach dem Hoftag zu Merseburg und vor dem Italienzug Heinrichs des Löwen der Magdeburger Propst Evermod zum Bischof von Ratzeburg ordiniert wurde und der Polabergraf Heinrich ihm *insulam ad inhabitandum prope castrum* gab, ihm 300 Hufen *in dotem episcopii* zum vollen Eigen resignierte und Zehnten übertrug, von denen er aber die Hälfte

dann wieder zu Lehen nahm. Daraufhin forderte der anwesende Propst Ludolf von Högersdorf den Grafen Adolf von Holstein auf, nun auch seinerseits Vicelin als Bischof von Oldenburg auszustatten; und der Graf folgte dem Beispiel des Polabergrafen und ließ von seinem beneficium 300 Hufen auf, die *per manus ducis*¹ zur *dos* der Oldenburger Kirche übergeben wurden (*oblati sunt*). Darauf stirbt Vicelin, Gerold wird sein Nachfolger, Heinrich der Löwe geht mit Friedrich I. nach Italien; Gerold schließt Frieden mit Hartwich von Bremen und geht in seine Diözese auf eine Missions- und Inspektionsreise, H. nimmt daran teil. Dann geht Gerold zum Herzog nach Artlenburg, wo ein fruchtloses Gespräch mit Niclot, dem *regulus Obotritorum, de christianitate* stattfindet. 'Zur Förderung² des Bistums und der Kirche aber geschah damals weiter nichts, weil unser Herzog, erst vor kurzem aus Italien zurückgekehrt, nur auf neuen Erwerb dachte. Denn die Schatzkammer war wüste und leer' (Gen. 1, 2). Darauf ging Gerold zum Herzog nach Braunschweig und beklagte sich bei ihm über seine Mittellosigkeit. '*In Wagiram*³ *quoque veniens non habeo quod mandeducem.*' Daraufhin ließ der Herzog den Grafen Adolf kommen und hielt mit ihm Abrechnung (*habuit cum eo rationem*⁴) wegen der dreihundert Mansen, die dem Bistum zur Ausstattung gegeben worden waren. Darauf überwies der Graf dem Bischof als Besitz Eutin und Gamale und fügte zu Bosau (dem alten Besitz des Bistums) Hutzfeld und Wöbs hinzu. Auch in Oldenburg gab er ihm ein Grundstück am Markte und forderte den Bischof auf, die Gesamtheit dieser Besitzungen ausmessen zu lassen; was daran weniger sei als 300 Hufen, wolle er auffüllen, was zu viel, solle an ihn zurückfallen. Es fand sich, daß es kaum hundert Hufen waren. Da machte der Graf neue Ausflüchte und wollte dem Bischof wertloses Land geben. Der rief den Herzog an, der seinen Spruch gegen den Grafen abgab, aber es half nichts. *Multum igitur laboris adhibitum est in requirendis prediis hiis; non per ducem aut episcopum requiri potuerunt usque in hodiernum diem.* 'Das aber⁵, was ich soeben genannt habe, erwarb Bischof Gerold, indem

¹) *per manus ducis* fehlt in H.s Hss. 1. 1^a, gehört aber, da in 2 und dem (1 nahestehenden) Druck S überliefert, notwendig in den Text.

²) Helmold I, 84 (83), S. 162. Übersetzung S. 193. ³) Helmold a. a. O

⁴) Vgl. Matth. 25, 19: *et posuit rationem cum eis* — —. ⁵) So in deutscher Übersetzung, unmittelbar anschließend an den eben zitierten lateinischen Text; H. S. 163, Übersetzung S. 194.

er täglich die Fürsten bedrängte, „sei es zur Zeit oder zur Unzeit“ (2. Tim. 4, 2), damit der Funke der bischöflichen Würde in Wagrien erweckt werden möchte. — Die Erzählung scheint mir in sich klar und widerspruchsfrei zu sein. Vicelin erhält durch den Grafen eine Ausstattung von 300 Hufen (*oblatis sunt*; ob eine Urkunde darüber ausgestellt worden ist, wird nicht gesagt), aber die Sache wird nicht ausgeführt. Vicelin stirbt, der Herzog geht weg, Gerold hat die größte Mühe, sein Bistum erst zu erhalten. Dann nimmt er die Sache wieder auf, beklagt sich beim Herzog, erhält vom Grafen aber nur einen (genau bezeichneten) Teil und kann den Rest trotz größter Mühe nicht beibringen 'bis zum heutigen Tage'. Ich sehe da keine, aber auch nicht die geringste Schwierigkeit und Unstimmigkeit.

Was macht J. aus der Sache? Er erzählt die Dotation von Ratzeburg und Oldenburg nach H. (J. S. 12/13), und fährt fort: 'Es mutet aber sonderbar an, daß bereits im Jahre 1156 der Aldenburg-Lübecker Bischof Gerold am Hofe des Herzogs gezwungen ist zu erklären, daß er in seiner Eparchie nichts zu essen habe.' Wieso sonderbar? H. hat doch alles erklärt! Vicelin tot, der Herzog weg, Gerold mit Mühe erst ins Amt gelangt. Es wäre sonderbar, wenn der der Sache nach allem offenbar äußerst abgeneigte Graf die 300 Hufen an einen nicht vorhandenen Empfänger ausgeliefert hätte. Nun erzählt J. weiter, wie Adolf der Kirche 'eine Reihe von Ländereien, Dörfern und Nutzungen überwies, deren für Helmold ganz ungewöhnliche Aufzählung' (eine kleine Verdächtigung nebenbei!) 'sich anschließt. Es bleibt somit völlig unklar, ob die Kirche wirklich die ihr versprochenen 300 Mansi erhalten hat, oder ob der dotierende Graf, „unser Graf“, wie ihn Helmold stets bezeichnet, sein Versprechen gründlich vergessen hat'. Das kommt mir wirklich etwas sonderbar vor! H. sagt doch mit aller Deutlichkeit, daß der Graf nur einen Teil der 300 Mansi gegeben hat und den Rest nicht geben wollte, *usque in hodiernum diem*! Wie soll da etwas unklar sein? Aber weiter sagt J.: 'Lediglich aus dem Vorschlag des Herzogs (H. sagt: *Et ait comes* . .; der gegen H. unerbittliche Richter J. wirft hier den Herzog und den Grafen durcheinander), die (neu geschenkten) Ländereien zu vermessen und sie, falls sie nicht ausreichend sind, „bis zu 300 Mansen“ zu ergänzen, dürfen wir schließen, daß die Dotation des Grafen nicht vollzogen gewesen war, obschon Helmold von ihr die ganze Zeit über spricht als von einer vollendeten Tatsache'⁵⁷. Und

Anm. 57 heißt: 'Nach Helmolds Text handelt es sich nicht um Versprechungen, sondern um die vollzogene Tatsache der Schenkung, p. 146 heißt es: *300 mansos, qui oblati sunt*...' Ich möchte wissen, ob irgendein verständiger Mensch aus H.s Darstellung etwas anderes schließen kann, als daß die oblatio des Grafen Adolf bis 1156 nicht vollzogen war. J. klammert sich an das zweimalige: *oblati sunt*, als ob das heißen müßte: die Hufen wurden geschenkt und die Schenkung auch ausgeführt; er macht Helmold aus seiner weiteren Darstellung, die ergibt, daß die Schenkung eben nicht ausgeführt war, den Vorwurf 'monströser Unstimmigkeit', die doch lediglich in seiner Phantasie und Konstruktion existiert. Aber er findet noch mehr solche Schwierigkeiten. 'Hat z. B. eine Dotation von seiten des Herzogs stattgehabt? Nach dem Vorangehenden ist das unzweifelhaft der Fall, nach dem Folgenden ist es wenig wahrscheinlich', wie J. dann zu zeigen sucht. In Wahrheit ist es ganz klar und deutlich bis zu diesem Zeitpunkt nicht der Fall. Der Herzog hat mit seinem bekannten Geize bis dahin nicht einen Morgen Landes zur Ausstattung des Bistums gegeben, sondern den Grafen als seinen Lehensmann angehalten, daß er den Bischof mit den 300 Mansen *de beneficio suo*, aus der Grafschaft Holstein, ausstatte; die ganze neue Schwierigkeit J.s ist wieder nicht vorhanden. Es kommt aber noch schlimmer. Den Satz H.s: *Multum igitur laboris . . . hodiernum diem* (S. 163, Z. 5 ff.) versteht J. gar nicht, ihm ist 'ein Teil davon völlig unklar'. Und weiter: 'Unmittelbar darauf folgt eine sonderbare Fortsetzung, die anscheinend nicht von Helmold, sondern von einer anderen Person herrührt (Spuren einer Interpolation finden sich nicht), weil sie so überaus wenig zum Vorausgehenden stimmt. 'Alles, was ich eben erwähnt habe, . .' usw. Helmold S. 163, Z. 8—11. Also Helmolds ganz klare Darstellung ist: es wird geschenkt, aber nicht ausgeführt; auf Drängen wird ein Teil ausgeführt, aber der Rest ist nicht beizubringen. Das versteht J. so wenig, daß er sich schließlich bis zu der Annahme einer Interpolation versteigt, für die nach seinem eigenen Geständnis nicht der geringste Anhaltspunkt vorliegt, und dem Chronisten monströse Unstimmigkeit, nicht zu vereinigende Widersprüche vorwirft, die nicht vorhanden sind. Was soll man zu einer solchen Unfähigkeit der Interpretation und des Verständnisses sagen? Durch J. S. 12—14, die erste wirklich ausgeführte 'Kritik' Helmolds durch JEGOROV, ist nicht Helmold gerichtet, sondern JEGOROV.

Dieser schließt natürlich an sein 'Ergebnis', an das er sicherlich und offenbar glaubte, weitere Folgerungen an; man müsse 'vor allzu großem Vertrauen zu jenen Brocken dokumentarischen Charakters, denen wir im Text Helmolds begegnen, auf der Hut sein': es sei sonderbar, daß alle Originalurkunden über die Schenkung von 300 Hufen verloren seien. 'Es sind also genügend Gründe dafür vorhanden, die Tatsache der Dotation selbst in Zweifel zu ziehen.' Um so wunderbarer und lehrreicher sei es, daß Helmold gerade hier, wo man ihn nicht kontrollieren könne, so ausführlich berichte, das heißt nicht undeutlich (zwischen den Zeilen): es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die ganze Geschichte mit den 300 Hufen auf H.s eigener Erfindung beruht.¹ Dabei sind die 300 Hufen aber nach J.s eigener Ausführung (S. 14, Anm. 63) im UB. des Bistums Lübeck nr. 30 vom Jahre 1215 und, wie ich hinzufüge, bei Hasse, Schleswig-Holsteinische Urkunden und Regesten 2, nr. 117 vom Jahre 1256 urkundlich erwähnt. Die nur sehr vorsichtig ausgesprochene Verdächtigung H.s hat danach sicherlich² gar keinen Grund, aber bei dem Leser, der nicht ganz genau nachprüft, wird sie gewiß nicht ohne Eindruck bleiben.

Nun kommt J.s zweiter Beweis, er bezieht sich auf H. I, 90, S. 175 f., die Ausstattung des Kapitels von Lübeck im J. 1160. Ich erzähle wieder erst nach H. Gerold beschließt mit Zustimmung Herzog Heinrichs, das Bistum Oldenburg nach Lübeck zu verlegen, sie kommen dorthin und setzen das einzelne fest, den Platz der Bistumskirche und Kurien für die Domherren (*areas claustrales*) 'und sie beschlossen die Einrichtung von 12 Dompründen. Dazu die dreizehnte ist die des Propstes. Und der

¹) Über J.s Anschauungen von der guten Aufbewahrung und verhältnismäßig vollständigen Erhaltung des urkundlichen Materials jener Zeiten in Mecklenburg vgl. WITTE 3, 18—20. ²) Man müßte sonst annehmen (nur so kann man sich J.s nur in der Tonart seiner Ausführungen angedeutete, nicht ausdrücklich ausgesprochene Verdächtigungen H.s verdeutlichen), daß die prozeßführenden Parteien des 13. Jh. ihre Kenntnis von der — nach J. ganz unsicheren — Schenkung der 300 Mansen nur aus H. geschöpft hätten. Nach den ausführlichen und auf viele Zeugenaussagen gestützten Erörterungen, die in jenen Urkunden wiedergegeben werden, ist das ganz unwahrscheinlich, ja unannehmbar. Und wir werden noch sehen, daß H. in Wahrheit an den Schenkungen für die Slavenbistümer und den Zeugnissen darüber gar nicht viel Interesse gehabt und gezeigt, also dergleichen schon aus diesem Grunde sicherlich nicht erfunden oder gefälscht hat.

Bischof gab zum Unterhalt der Brüder einige Zehnten und so viel Einkünfte aus dem Slavenlande, wie zur Ausstattung der Pfründen genügte. Und der Graf Adolf trat¹ geeignete Dörfer bei Lübeck ab¹, die der Herzog sogleich den Brüdern als Einkünfte überwies, und vom Zoll jedem der Brüder zwei Mark lübischer Münze, und anderes, was in den Privilegien der Kirche von Lübeck geschrieben steht'. Dazu haben wir die urkundliche Grundlage² im UB. des Bistums Lübeck 1, nr. 4. 5. 6. 18. Daraus ergibt sich, daß der Herzog eine Anzahl Zehnten, jeweils mit dem entsprechenden *census totius provinciae* übertrug, und so viel, daß von der Gesamtheit dieser Einkünfte jeder Kanoniker haben sollte: *quindecim mese annone* und zwei Mark Pfennige, der Propst, Dekan, Custos und Magister scholarum aber je drei Mark. Bischof Gerold übertrug die Zehnten und bestimmte gleichfalls, daß die Gesamtsumme die genannte Höhe erreichen sollte. Außerdem übertrug der Herzog einige Mansen bei Artlenburg und von dem dortigen Zoll jährlich 27 Mark, Graf Adolf übertrug einige genannte Dörfer, und der Herzog bestätigte diese Schenkung.

Hier macht J. (S. 16) folgende zwei Einwendungen. 'Helmold bringt zwei Kategorien geschenkter Einkünfte durcheinander: von

¹) In meinem Text: *Et resignavit comes Adolfus villas oportunas prope Lubeke* usw.; so haben 2 (die Lübecker Hs.) und 3 (die verlorene Stettiner Hs.); *designavit* lesen 1. 1^a. S (Schorkel, aus einer 1 nahestehenden und gleichwertigen Hs.). Sogleich anschließend heißt es in meinem Text: *quas statim dux obtulit in usus fratrum*; da fehlt das Wort *dux* in 1. 1^a, steht aber in S. Man könnte nach der Handschriftenlage zweifeln wollen, ob die Lesungen von 1. 1^a oder der anderen Überlieferungen anzunehmen seien. Im Falle *resignavit* — *designavit* geht S mit 1 gegen 2. 3. Die Ausdrucksweise *resignavit* entspricht der in Kap. 77, S. 145, Z. 30: *Preterea trecentos mansos resignavit duci dandos in dotem episcopii*. Dadurch ist zugleich das Wort 'dux' auf S. 176, Z. 7 gedeckt, das diesmal auch in S steht, nur in 1. 1^a fehlt, und diese Lesart damit offenbar als die bessere erwiesen. Die Rechtslage ist danach offenbar die folgende: Der Graf muß, um rechtskräftige Übertragungen aus seinem Lehensbesitz (der Grafschaft Holstein) vornehmen zu können, diese dem Herzog als seinem Lehensherrschaft auflassen, und dieser vollzieht dann die endgültige und rechtskräftige Schenkung an die Kirche. Vgl. zur Rechtslage FICKER-PUNTSCHART, Vom Reichsfürstenstande 2, 3, S. 412–414, auch bis 416. ²) J. (S. 15, Anm. 66) fügt zu den von LAPPENBERG (und mir) angezogenen Urkunden (H. S. 176, N. 1): UB. des Bistums Lübeck 1, nr. 4. 5. 18 mit Recht noch ebenda nr. 6, die Urkunde Heinrichs des Löwen, hinzu.

Nutzungen und Ländereien . . . und vom Zoll . . . Noch auffallender ist es, daß er auch die die Privilegien erteilenden Personen miteinander verwechselt hat. Die Einkünfte von den Nutzungen . . . und '2 Mark' für jeden Kanoniker sind die Donation des Bischofs, die Quote vom Zoll in Höhe von '27 Mark' ist die des Herzogs, bei Helmold jedoch fließen die '2 Mark' aus dem Privileg des letzteren'.

Diese Einwände sind nun zwar nicht ganz unberechtigt, aber doch auch nur halb richtig. Zunächst einmal sind sie beide nur ein und derselbe, auf doppelte Weise ausgedrückt. Man kann nicht ohne weiteres sagen, daß H. zwei Kategorien geschenkter Einkünfte 'durcheinanderbringt'. Er zählt sie hintereinander auf: *Et dedit episcopus . . . decimas quasdam . . . Et resignavit comes Adolfus . . . et de theloneo . . .* Diese tatsächliche Zweiheit und koordinierte Aufzählung entspricht ganz und gar den Urkunden, eine Verwechslung liegt nur (wenn man das zugeben will) in den Personen der Schenkenden vor. Das ist aber J.s zweiter Einwand, den er also durch doppelte Formulierung aufgebläht hat. Aber liegt nun tatsächlich eine Verwechslung vor? Zunächst einmal ist es unrichtig, daß die '2 Mark' für jeden Kanoniker eine Schenkung des Bischofs seien; sie stehen in der Urkunde des Bischofs und des Herzogs, und werden gespeist aus den Zehnten und dem *census totius provinciae* des Herzogs. Von diesen gesamten Einkünften soll einstweilen jeder Kanoniker 2 Mark erhalten, der Propst und drei andere Würdenträger aber je 3 Mark; und was später etwa mehr einkommt, soll dem Bischof zufallen. J. gibt das nicht genau wieder (er tut genau dasselbe, was er H. so furchtbar zum Vorwurf macht, wie schon oben S. 330). Dann aber: ist es denn falsch zu sagen, daß der Herzog (oder der Graf¹⁾ vom Zoll *cuiuslibet fratrum duas marcas*

¹⁾ Der Wortlaut von H.s Erzählung ist hier nicht ganz eindeutig und klar: *Et resignavit comes Adolfus villas oportunas prope Lubeke, quas statim dux obtulit in usus fratrum, et de theloneo cuiuslibet fratrum duas marcas Lubicensis monetae . . .* Hier kann man rein grammatisch, wie mir scheint, als Subjekt zu: *et de theloneo cuiuslibet fratrum duas marcas Lub. monetae*, ebenso wohl ergänzen: *Et resignavit comes Adolfus . . .* wie: *statim dux obtulit*, also m. E. nicht sicher entscheiden, ob Helmold den Grafen oder den Herzog als den Schenker der *duae marcas Lub. monetae* bezeichnen will. Den Urkunden nach war der Herzog der Verfügungsberechtigte und der Verfügende, und nach der Analogie zu Kap. 77 hat wohl auch H. das sagen wollen.

Lubicensis monetae übertragen habe? H. sagt, es waren 12 Pfründen, und die 13. des Propstes; nach den Urkunden beträgt der geschenkte Zollertrag 27 Mark, und von den anderen Einkünften sollte jeder Kanoniker 2 Mark, der Propst, der Dekan, Magister scholarum und Custos aber je 3 Mark erhalten. H. spricht aber zu seiner Zeit (um 1170) nur von 13 Pfründen, den 12 der Brüder und der 13., gehobenen, des Propstes. Rechnet man da auf jede einfache Pfründe 2 M., so wie H. angibt, und auf die 13. des Propstes 3 M., so ergeben sich wiederum $27 \text{ M.} = 12 \times 2 + 1 \times 3$. Die Kanoniker erhielten danach im ganzen anscheinend $2 \times 27 \text{ M.}$, einmal vom Zoll und noch einmal von den anderen Einkünften. Ist es danach ein großer Fehler, wenn H. sagt, daß jeder Kanoniker vom Zoll 2 M. erhielt? Die Ausdrucksweise kann (fast) völlig richtig sein, wenn man annimmt, daß es um 1170 (entsprechend H.s Darstellung) als gehobene Stelle nur die des Propstes, noch nicht die des Dekans, Magister scholarum und des Custos gab. Entweder waren diese Stellen überhaupt noch nicht geschaffen, oder nicht besetzt, oder ihre Inhaber bezogen noch nicht die gleichen (gehobenen) Einkünfte wie der Propst. H. hatte aber sicherlich keine Ursache oder Neigung, Tatsachen, die für die Lübecker Kirche günstig waren, zu unterdrücken oder zu verkleinern, man wird annehmen können, daß seine Rechnung mit $12 \times 2 + 1 \times 3$ für seine Zeit ganz richtig ist. Dann ist es aber überhaupt bedeutungslos, ob er sagt, daß jeder Bruder 2 M. vom Zoll durch den Herzog oder aber von den anderen Einkünften durch den Grafen Adolf und den Bischof erhielt. Die ganze Sache ist belanglos und von solcher Art, daß wir sie mangels genauer Kenntnis der Verwaltungszustände des 12. und 13. Jh. ganz genau im einzelnen überhaupt nicht entscheiden können. Auf Helmold hin gesehen aber kann man aus der Tatsache, daß er zweimal bei der Erwähnung solcher materiellen Verhältnisse mit ausdrücklichen Worten¹ erklärt, es lohne nicht, sich lange dabei aufzuhalten,

¹) I, 12, S. 25: *De urbibus vero aut prediis aut curtium numero, quae ad possessionem pontificis pertinebant, non est huius operis explanare, eo quod vetera in oblivionem venerint, et ecce nova sunt omnia* (vgl. 2. Cor. 5, 17). Und gerade im Anschluß an die hier ausführlich behandelte Stelle I, 90 (89), S. 176: *Et resignavit comes Adolfus . . . monetae, insuper alia, quae privilegiis conscripta sunt et in Lubicensi continentur ecclesia*. Gerade im Vergleich mit der Stelle I, 12 kann man m. E. aus diesem Hinweis auf die privilegia in der Lubicensis ecclesia nur ein gewisses Desinteressement H.s für die Einzelheiten dieser materiellen

die Dinge seien nicht mehr von aktueller Bedeutung, oder: wer wolle, könne das ja im Archiv einsehen, kann man aus dieser Tatsache meines Erachtens ohne Künstelei nur schließen, daß ihn diese materiellen Fragen über seinem Hauptthema des Fortganges der Mission, der Gewinnung der Slaven oder ihrer Lande für Christentum und Kirche in der Tat nur wenig interessiert haben, daß er aus diesem Grunde auch hier sich mit etwas oberflächlichen, und nicht ganz genau erläuternden und erläuterten Angaben begnügt hat. Was aber macht J. wieder aus diesem Tatbestand? Er konstatiert (S. 16) bei H. 'eine für seine Zeit sonderbar anmutende Gleichgültigkeit der Urkunde gegenüber', ein 'Fehlen konkreten, präzisen Inhalts, wenn nicht gar der Scheu davor'. 'Helmold ist ein Erzähler, für den das Reale, das gut Bezeugte an sich keinen Wert hat', der seine Quelle (S. 16 f.) 'für seine Zwecke so gründlich überarbeitet, daß er fast alle ihre Charakteristika verwischt, und das nicht selten bis zu ihrer völligen Unkenntlichkeit'. Das sind geradezu ungeheuerliche Übertreibungen, die nicht nur H. in keiner Weise gerecht werden und das Gegenteil des wirklichen Tatbestandes über ihn behaupten, sondern auch keinerlei Fühlung mit der allgemeinen Beschaffenheit mittelalterlicher Geschichtschreibung verraten.

Aber J. ist nach diesen seinen 'Beweisen' nun im Zuge, er fährt mit einer Untersuchung fort, wie H. seine erzählenden Quellen, vor allem Adam von Bremen, benutzt. Er sagt zwar, man könne das am besten in meiner Ausgabe, am Klein- und Großdruck studieren¹, aber ich kann mich mit den Ergebnissen seines

Regelungen erschließen. SCHIRREN (S. 61—70) wollte ja freilich aus allen diesen Stellen und Tatbeständen umgekehrt raffinierte Fälschungsabsichten H.s und übergroßes Interesse H.s an den materiellen Fragen herauslesen. Aus den entgegengesetzten Schlüssen und Behauptungen SCHIRRENS und J.s wird man m. E. richtigerweise nur die Folgerung ziehen, daß sie beide den einfachen vorliegenden Tatbestand nicht richtig verstanden und Dinge in H. hineingeheimnist haben, an die er nicht entfernt selber gedacht hat. Dieser Tatbestand ist aber nur, daß ihn in Wahrheit die materiellen Besitzverhältnisse der Kirchen im Slavenlande wenig interessiert haben und er einen anderen Hauptgegenstand seines Interesses und für seine Darstellung gehabt hat — eben den Fortgang der Christianisierung des Landes.

¹) Dazu ist aber zu bemerken, daß auch schon die Ausgabe von LAPPENBERG die verschiedenen Drucktypen nach den Grundsätzen der MG. bot; ich habe das nur nach den besonderen, weiter ausgebauten Grundsätzen von HOLDER-EGGER etwas genauer ausgeführt.

Studiums wahrhaftig nicht einverstanden erklären. Es führt ihn nach Darlegungen über schematische Auffassungen H.s und die gesamte Tendenz seines Werkes (S. 18—20), die erst später zu würdigen sind, zu der Behauptung, daß bei H. nicht nur Emanzipation von seinen Quellen, 'sondern eine völlig souveräne Behandlung nicht nur des Textes, sondern auch der Tatsachen vorliegt' (S. 20); er konstatiert 'eine erstaunliche Unempfindlichkeit Helmolds den Realitäten gegenüber' (S. 22). Die Beispiele, die er bringt, rechtfertigen so weitgehende Behauptungen in keiner Weise, J. übertreibt den winzigen Kern, der etwa in seinen Darlegungen enthalten ist, hier ebenso ungeheuerlich wie zuvor. Endlich die Erfindungen H.s, die Mitteilungen, die 'Frucht seiner Phantasie' sind (S. 22ff.). Das erste ausgeführte Beispiel bezieht sich da auf die Geschichte vom Slavenfürsten, dem die christlich-fürstliche Braut vom Markgrafen Theoderich verweigert wird mit der Begründung, *consanguineam ducis non dandam esse cani* (H. I, 16, S. 34 nach Adam Schol. 27 (30), S. 102; vgl. S. 105, N. o). J. wärmt da die alte Vermutung HIRSEKORNS auf, daß *cani* aus *eam* verlesen sei, und benutzt das zu neuen abschätzigen Bemerkungen über H. Aber schon nach dem alten Text Adams ist es mir schwer begreiflich, wie diese 'scharfsinnige und meiner (JEG.s) Ansicht nach völlig annehmbare Konjekture' HIRSEKORNS (J. S. 23, N. 94) jemals hat aufgestellt werden können. Die Worte Adams (er selber ist der Scholiast) in der Fassung der Hs. B 1^a: *consanguineam ducis proclamans non dandam esse eam* (der Druck B 2 hat in seiner Art geändert, aber so, daß man sieht, daß auch er *eam* voraussetzt), sind so fast sinnlos und entbehren jeglicher Pointe. Schon wer nur diese beiden Lesarten, *eam* und *cani*, vor sich hatte, ohne jede kritische Würdigung der Handschriften, mußte allein aus sprachlichem Feingefühl und Verständnis für den Sinn *cani* wählen, wie das LAPPENBERG und WAITZ auch getan haben. Nun hat aber die Fassung C deutlich *cani* und sie ist, wie ich inzwischen durch die Gesamtheit meiner Studien über die Hss. des Adam von Bremen erwiesen zu haben glaube, die ältere und bessere als B, wo 'eam' oder Entsprechendes steht. J. ist also mit der Aufwärmung dieser alten Sache keineswegs glücklich gewesen, dieser 'Beweis' für H.s Leichtfertigkeit entfällt völlig. Dann folgt (S. 24f.) die noch ältere Vermutung LAPPENBERGS über Marco — marchio; jeder geschulte mittelalterliche Historiker, der die scharfsinnigen und eindringlichen Aus-

führungen von H. BRESSLAU über den Gegenstand wirklich studiert hat, wird wissen, wem er zu folgen hat, Bresslau oder Jegorov. Das ist der letzte ausführliche 'Beweis' für H.s Unzuverlässigkeit, dann folgen nur noch (S. 26—28) Andeutungen und Stichworte. Zweifellose Erdichtungen H.s sind nach J. die Geschichte von Hodica — Billug, die Erzählungen über Heinrich IV., der Bericht über die conversio Pribizlavi¹ und die Erzählung von Rügen — Korvey, Zuantovit — S. Vitus, fast alles wohlbekannte alte Ladenhüter, teils von SCHIRREN, teils anderswoher, die schon viel erörtert worden sind, woraus sich aber nach allgemeiner Übereinstimmung der neueren kritischen Literatur nicht das mindeste Stichhaltige und Durchgreifende gegen H. entnehmen läßt. Man kann hier nur sagen: hätte J. mit seinen neuen Angriffen gegen H. wirklich durchgreifende Beweise für dessen Unzuverlässigkeit auch nur in wenigen Punkten erbracht, so könnte man — und müßte man vielleicht — folgern, daß damit auch hinsichtlich der anderen, älteren Argumente, für die bisher trotz vieler Erörterungen eine abschließende Klarheit nicht erzielt werden konnte, die Möglichkeit oder selbst Wahrscheinlichkeit herausgestellt worden sei, daß auch hier die zweifelhaften und anfechtbaren Punkte der Erzählung auf Rechnung von Entstellung oder selbst Erfindung durch H. zu setzen seien. Da aber J. für seine neuen Argumente in keinem einzigen Punkte einen solchen Beweis erbracht, vielmehr nur leere Verdächtigungen ohne zutreffende Begründung vorgebracht hat, wie ich durch meine bisherigen Darlegungen erwiesen zu haben meine, so kann man nur folgern, daß es auch für die anderen, älteren Anschuldigungen zum mindesten bei einem non liquet bleiben muß (wenn man schon nicht vielmehr auf Grund seiner sonstigen Eigenschaften für seinen guten Glauben eintreten will), daß man aber keinesfalls diese alten (als unsicher erwiesenen) Argumente unbesehen als eine Verstärkung der neuen (sicher widerlegbaren) anführen darf.

Damit ist aber J. bereits am Ende seiner auf Einzelinterpretation gegründeten 'Kritik' H.s, es folgen nun lange geistesgeschicht-

¹) Über die angeblich mögliche Auflösung der Erzählung von H. I, 84 von der Zerstörung des Heiligtums und des Hains des Gottes Prove 'trotz der fortgesetzten Autopsie des Autors (p. 160: *venientibus nobis* usw.) in eine nach der Schablone gearbeitete und historisch unannehmbar Erzählung von der wunderbaren und ungestörten Vernichtung des Götzen' (S. 26, Anm. 108) ist später ausführlicher zu handeln, unten S. 339ff.

liche Ausführungen über die Entwicklung der Geschichtschreibung und den Platz, den man H. da anzuweisen hat. Was aber hat die wirklich etwas eingehendere Interpretation und Kritik zutage gefördert? 1. Die vollständige Verständnislosigkeit und Unfähigkeit J.s in bezug auf die Erzählung von der Dotierung des Bistums Lübeck; 2. allenfalls geringe, nicht sicher beweisbare, jedenfalls sachlich belanglose Irrtümer H.s in der Erzählung von der Dotierung des Lübecker Kapitels; 3. die Benutzung einer falschen Lesart durch J., *eam* statt *cani*; 4. ungeheuerliche Übertreibungen, Entstellungen und Mißverständnisse J.s. Alles das ist vernichtend nicht für Helmold, sondern für den Historiker und Philologen JEGOROV.

Gehe ich nun J.s erstes Kapitel über die realen Quellen H.s weiter durch, so folgen da S. 28—52 längere Ausführungen über die Stellung H.s in der Geistesgeschichte, seine Verwandtschaft mit der Fabelhistorie des 13. Jh. im Gegensatz zu der guten, sachlich und kritisch begründeten Historie des 12. Jh. Dagegen ließe sich auch, wenn man auf die Betrachtungsweise J.s eingehen wollte, sehr vieles einwenden; das ist aber gar nicht erforderlich, da sein Beweismaterial für diese Kennzeichnung H.s ja nur auf den ersten 28 Seiten dargeboten, und dessen völlige Unhaltbarkeit hier bisher genügend erwiesen ist.

Erst auf S. 52 ff. bringt J. wieder neues Beweismaterial für seine Charakteristik des 'Erzählers' H. Er beginnt mit der Geschichte von Billug und Hodica, die er schon auf S. 26 verwertet hat, d. h. zunächst wieder mit einem alten, schon von SCHIRREN¹ beigebrachten Argument, und was davon zu halten ist, ist eben schon dargelegt worden. Dann geht J. zur Analyse von Erzählungen aus H.s eigener Zeit über, für die man ihm Augenzeugenschaft zugeschrieben hat und die er dennoch völlig zu zerpfücken und als unmöglich zu erweisen unternimmt. Hier ist zunächst die Geschichte H.s aus I, 83. 84 von seiner Reise im Gefolge Bischof Gerolds durch das Bistum Oldenburg zu behandeln, die logischerweise hier im Zusammenhange des — angeblichen — Nachweises der Unglaubwürdigkeit von H.s Erzählungen hätte gegeben werden können, die aber J. geglaubt hat, schon in

¹) SCHIRREN bekommt aber dabei den Tadel, daß seine Beobachtungen in dieser Hinsicht nur zufällige gewesen seien und er die typische Eigenart der mittelalterlichen Erzähler in dieser Beziehung nicht erkannt habe.

früherem Zusammenhange anmerknungsweise (S. 26, Anm. 108) abtun zu können. Ich berichte wieder erst, was H. nach meiner Auffassung sinngemäß zu erzählen scheint und vergleiche dann damit, was J. daraus macht, welche Anstöße er daran nimmt. H. erzählt (I, 83, S. 158), daß Bischof Gerold das Weihnachtsfest 1155 mit Herzog Heinrich dem Löwen in Braunschweig gefeiert habe und dann nach Wagrien aufgebrochen sei, um das Fest der Epiphanie des Herrn (6. Jan. 1156) in Oldenburg, am Hauptsitze seines Bistums zu feiern. Indem H. alsbald bei der Erzählung in die erste Person verfällt (*officium peregrinus* und weiterhin), gibt er zu erkennen, ohne das aber ausdrücklich einzuführen und zu begründen, daß er bei den folgenden Begebenheiten Augenzeuge gewesen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach¹ eben am 6. Januar 1156 beging der Bischof in Oldenburg das hl. Meßamt und zog dann mit seinen Begleitern auf Einladung des Pribislav in dessen Dorf und Wohnsitz, wo er äußerst gastlich von dem Slavenfürsten aufgenommen wurde. Das gibt H. Gelegenheit zu einem Exkurs über die Gastlichkeit der Slaven. Gerold blieb am 6. und 7. Januar bei Pribislav und zog am 8. (früh) weiter zu einem Slaven Thessemar, der ihn eingeladen hatte. Unterwegs kamen sie an einem in jener Gegend einzigen, dem Gotte Proven geweihten, von einem Zaun umschlossenen heiligen Eichenhain vorbei, dem Kultmittelpunkt des ganzen Landes Oldenburg, der den Slaven als Asyl galt und wo jeden Montag Gerichtssitzung stattzufinden pflegte. H. schaltet hier wieder einen Exkurs über die Religion der Slaven ein. Dann erzählt er, wie der Bischof seine Gefährten aufforderte, diesen Sitz des Götzenglaubens zu zerstören, und sogleich ans Werk ging. Er selbst zerschlug die Eingangstore des umgebenden Zauns, seine Gefährten schichteten die übrigen Stäbe des Zauns um die heiligen Bäume und zündeten sie unter Furcht und Zagen vor einem Überfall durch die Landbewohner an. Aber Gott schützte sie (*Sed divinitus protecti sumus*). Das scheint² am

¹) H. S. 158, Z. 20 sagt von Gerold: *acturus diem sollempnem epiphaniae in loco cathedrali* und erzählt dann die Begehung einer Feier der hl. Messe in Oldenburg, ohne zu sagen, daß der Bischof nach seinem Aufbruch von Braunschweig (nach Weihnachten) etwa nicht mehr am 6. Jan. nach Oldenburg gelangt sei. Daraus ergibt sich dann die Zeitverteilung in meiner Ausgabe S. 158—160 für den 6., 7. und 8. Januar. Vgl. SIMONSFELD, Friedrich I. Band 1, 484f. ²) Vgl. die vorige Anmerkung. Demgemäß muß der nächste Sonntag (*proxima dies domi*

8. Januar, einem Sonntag, vor sich gegangen zu sein. Darauf kamen sie zu Thessemar, der sie mit großen Zurüstungen empfing, wobei sie aber viele gefangene Christen aus Dänemark sehen und bejammern mußten, denen der Bischof auf keine Weise helfen konnte. Am nächsten Sonntag, vermutlich den 15. Januar, war dann großer Markttag in Lübeck, wo alles Volk zusammenströmte, und da begaben sich weitere, von H. ausführlich erzählte Dinge, die nachher zu behandeln sind. Zunächst sei die bisherige Erzählung analysiert und J.s Kritik daran erwogen.

H. gibt durch die Wir-Form der Erzählung deutlich zu erkennen, daß er alles Erzählte selber miterlebt hat, und er erzählt das einzelne vollkommen anschaulich und deutlich. Wenn man Einwendungen dagegen erheben will, so müssen diese schon sehr gut begründet und durchlagend sein; denn sie besagen, wenn sie richtig sind, daß H. solches Selbsterlebtes falsch erzählt habe, und das kann nur heißen, daß er richtig erzählen entweder nicht konnte oder nicht wollte. Beides müßte schon sehr zwingend bewiesen werden. Was bringt J. da nun vor? Zunächst eine nach seiner Art vorangestellte Behauptung und Charakteristik: ihm 'verwandelt sich der Bericht trotz der fortgesetzten Autopsie des Autors — in eine nach der Schablone gearbeitete und historisch unannehmbare Erzählung von der wunderbaren und ungestörten Vernichtung des Götzen'. Das ist bloße Behauptung, die Beweise oder Argumente dafür sollen erst folgen, zuerst im unmittelbar anschließenden Satz: 'Analogien hierzu gibt es in Massen in älteren Viten, z. B. in der Vita Martini des Sulpicius Severus (cap. 12. 13. 14) oder in der Vita Anskarii'. Die Argumentation J.s, mit der er Erzählungen H.s durch Hinweis auf Analogien entwerten will, wird uns noch oft begegnen und später genauer zu würdigen sein; hier sei nur kurz gesagt, daß sie nichts beweist. Damit könnte man z. B. jede Erzählung von Kriegsteilnehmern über glücklich ausgeführte Vorstöße aus dem Schützengraben oder Patrouillenunternehmungen u. dgl. zunichte machen, indem man sagt, daß es solche Erzählungen zu Hunderten und Tausenden gibt, daß sie alle nach gleichem Schema verlaufen und nach der Schablone gearbeitete Erfindungen seien. Ja aber sind nicht solche Begebenheiten hundert- und tausendfach im Kriege vorgekommen, gehören

nica), an dem eine von H. geschilderte Szene in Lübeck spielt, der 15. Januar sein, nicht der 8., wie SIMONSFELD a. a. O. annimmt.

sie nicht zu seinem realen Wesen und Verlauf? Gehört nicht Bekämpfung des Götzendienstes mit gelegentlich auch halb oder ganz gewaltsamen Handlungen gegen die Götzen und ihren Kult zum Wesen und zur Geschichte der Mission? Mag selbst etwas Erfindung und schematische Ausgestaltung (Jägerlatein) beim einen oder anderen Erzähler solcher Geschichten (des Krieges oder der Mission) mit unterlaufen, behaupten darf man das Vorliegen solcher Erfindungen oder eines Schematismus im einzelnen Falle erst dann, wenn man sie aus Unmöglichkeiten oder inneren Widersprüchen der Erzählung zwingend beweisen kann. Mit welchen Unmöglichkeiten in H.s Bericht beweist J. seine These? 'Nachdem der Bischof und seine Begleiter vom Fürsten und danach vom örtlichen Großen Thessemar (Tešemir) ehrenvoll aufgenommen waren und erfahren hatten, daß sich in der Nähe (wo, ist nicht gesagt) der Hain des Gottes Prove befindet, *'sanctimonium universae terrae, cui flamen et feriaciones et sacrificiorum varii ritus deputati fuerant'*, begaben sie sich insgeheim(?) dorthin und zerstörten den Hain'. In dieser Wiedergabe des H.schen Berichts stimmen mehrere wesentliche Punkte nicht. Die Reihenfolge der Ereignisse ist nach H.: 1. Aufenthalt bei Pribislav und Gastmahl dort (S. 158, Z. 28–32, S. 159, Z. 17/18; 2. Weg zum Thessemar (*transivimus in ulteriorem Slaviam, transituri apud . . . Thessemar . . . Accidit autem, ut in transitu veniremus in nemus, quod . . .*) und unterwegs Vorbeizug an einem Hain, in dem unter sehr alten Bäumen heilige Eichen standen, die von einem Zaun mit zwei Eingangspforten umgeben und abgesperrt waren, und es schließt sich hier die Zerstörungsszene an. Danach kommt erst 3. Gerold mit seinen Begleitern zum Thessemar. J. aber stellt die Ereignisse in der Reihenfolge: 1. 3. 2 dar. Er läßt Gerold und seine Begleiter von Pribislav zu Thessemar gehen; angeblich erst bei diesem erfahren sie, daß sich in der Nähe der Hain befindet und gehen eigens erst (J. fragt: insgeheim?) dorthin. Die von J. aufgeworfenen Fragen: ob insgeheim, und wo der Hain lag, sind gegenüber dem echten Bericht H.s gegenstandslos. Der Hain lag auf dem Wege von Pribislav zu Thessemar, und Gerold mit Begleitung kam auf seinem Wege ungesucht an dem Hain vorbei. Die J.schen, in Klammern aufgeworfenen Fragen dienen nur zur Verdächtigung von H.s Bericht, haben aber gegen dessen echte, von J. willkürlich veränderte Fassung nicht die geringste Berechtigung. Nun fährt J. fort (nach:

‘zerstörten den Hain’): ‘Niemand stört sie (aber wo ist der Priester?)’ . . ; wo sagt H. jemals, daß der Priester oder die Priesterschaft eines slavischen Heiligtums Tag und Nacht in ihm anwesend war? Stehen nicht auch heute die katholischen Kirchen den ganzen Tag offen, ohne daß immer ein Priester oder Kirchner in ihnen anwesend wäre, und sind nicht die protestantischen Kirchen in allen gottesdienstfreien Stunden geschlossen (wie jener slavische Hain) ohne Anwesenheit einer kirchlichen Person? Diese Zweifelsfrage J.s besagt gar nichts gegen H.s konkreten und ganz positiven Bericht. Daß die Christen bei dieser Zerstörung des heidnischen Heiligtums Sorge vor einem Eingreifen der Heiden zum Schutze ihres Heiligtums hatten und sich beim Ausbleiben eines solchen Eingreifens *divinitus protecti* fühlten, ist doch nur selbstverständlich und kein Grund zum Zweifel. Aber J. hat einen neuen Einwand: ‘Helmold hat offenbar seine frühere Bemerkung (I, i, p. 6, nach Adam!) vergessen, daß die heidnischen Slaven besonders eifrig (dazu *usque hodie!*) ihre Heiligtümer vor dem *accessus christianorum* hüten’ (die Stelle heißt: *solus prohibetur accessus lucorum et fontium, quos autumant pollui Christianorum accessu*). Wenn der *accessus lucorum* usw. verhindert wird, verboten ist, so schließt das nicht aus, daß einmal wie in diesem Falle ein unerwartet vorbeiziehender Christ gegen das Verbot in den Hain gelangt.¹ Der ganze Sinn des *prohibetur* ist ein anderer, bei weitem nicht so zwingender und unbedingter, wie J. dem Worte hier gibt. Außerdem sagt H. das alles ganz sachgemäß nach der Quelle (Adam) mit aller Deutlichkeit nur von den heidnischen Preußen aus², nicht von den Slaven seiner Zeit und Gegend. Wenn J. weiter daran Anstoß nimmt, daß auch in

¹) Überdies ist doch der Zugang zum Hain ‘*prohibitus*’, denn es befindet sich ja ein Zaun darum! ²) Die Preußen waren bekanntlich keine Slaven, sondern bildeten (nach K. LOHMEYER, Geschichte von Ost- und Westpreußen I (Gotha 1908, S. 16) mit den Littauern, den Letten und einigen kleineren Völkerschaften eine besondere Familie des indogermanischen Sprachstammes, die estnische oder baltische. H. hält sie allerdings nach dem ganzen Zusammenhang seines ersten Kapitels für Slaven, ebenso wie zweifelnd die Ungarn. Aber er gibt diese Charakteristik der Preußen nach Adam eben auch nur von diesen, nicht von der Gesamtheit der Slaven. Von diesen macht H. eine solche Bemerkung über den verbotenen *accessus Christianorum* weder in dem ausführlichen Kap. 52: *De ritu Slavorum* noch in den religionsgeschichtlichen Teilen des uns hier beschäftigenden Kap. 84 (83).

den nächsten Tagen und im Laufe der weiteren Erzählung niemand von den Slaven gegen die Zerstörung des Hains Einspruch erhebt, so zeigt die 'süßlich ergebene Rede des Fürsten Pribislav' (J. S. 27) deutlich genug, daß die Slaven gar nicht wagen konnten, den Bischof etwa zur Rede zu stellen. Sie standen und fühlten sich unter der Gewalt Heinrichs des Löwen und durften nicht aufbegehren, das geht aus den von H. wiedergegebenen Reden mit aller Deutlichkeit hervor.

So ist aber die ganze Sachlage inbezug auf diesen Bericht H.s: er selbst ist in sich vollkommen klar, einwandfrei und widerspruchsfrei, und J.s Einwände sind haltlose und gekünstelte Nörgeleien ohne die mindeste Beweiskraft. Selbstverständlich steht H.s gesamte Berichterstattung im Rahmen und auf dem Boden einer bestimmten Anschauungsweise, des Christentums, das gibt aber niemals und in keinem Falle die Berechtigung, bestimmte und klare Aussagen von ihm für Erdichtungen und Erfindungen zu erklären, sie deswegen, weil Ähnliches anderswo erzählt wird (und sich begeben hat!), auch nur im geringsten anzuzweifeln.

Noch schlimmer steht es aber mit den auf S. 54 ff. gebotenen weiteren Beispielen J.s, zunächst von der Schlacht bei Verchen (Demin), H. II, 5, S. 195 ff. Wenn J. da sogleich beanstandet, daß die Darstellung des Feldzuges äußerst unklar sei, eine solche des Feldzuges überhaupt nicht eigentlich gegeben werde, sondern nur der einen Schlacht, so sollte doch der in etwas weiterem Umfang kritisch gebildete Historiker hinlänglich wissen, daß die geistlichen Erzähler des Mittelalters, aber auch die Geschichtschreiber vieler anderer Zeiten zur sachgemäßen Schilderung von Schlachten und Feldzügen nicht fähig waren, daß man aus einem solchen Mangel kein besonderes Argument zur Disqualifizierung von H. ableiten kann. Aber darüber hinaus sollen wiederum noch sinnlose Widersprüche in sich¹ in der Erzählung enthalten sein. Da soll zu-

¹) Als solchen bzw. als Unklarheit behandelt J. S. 54, Anm. 195 die Nennung von *Malacowe et Cuscin* (H. II, 3, p. 194), zweier Burgen, die noch in den Händen der Deutschen waren (H. I, 93, p. 184); 'im weiteren Verlauf spricht er nur von einer Burg . . . , d. h. H. hat hier *Malacowe et Cuscin*, die in Wirklichkeit weit voneinander entfernt liegen, als einen Doppelnamen aufgefaßt, was bei ihm häufig vorkommt (s. hier das 2. Kapitel); das hindert ihn jedoch nicht II, 4, p. 196 von „Malacowe“ allein zu sprechen. (Dieses eine Beispiel dürfte genügen, um die Behauptung OHNESORGES von der Genauigkeit

nächst H.s Erzählung, daß die Slaven für den Frieden erst 3000 M., dann 2000 M. geboten hätten, und der Graf Adolf trotz berechtigten und begreiflichen Mißfallens über dieses Verhalten dann doch sorglos und unvorsichtig gewesen sei, ein Musterbeispiel dafür sein, daß wir hier nur eine Legende, oder eine erbaulich didaktische Beschreibung vor uns haben, in der aber das Glaubwürdige (nur) in vollkommen homöopathischer Dosis vorhanden sei; 'auch in Zukunft wird der Historiker von den „Details“ Helmolds absehen müssen und sich dieser Vorgänge wegen an den gedrängten und ungekünstelten Bericht der Ann. Palidenses (ad a. 1164) oder gar an das 14. Buch des Saxo Grammaticus zu wenden haben'. Was aber sagen diese Quellen (und Albertus Stadensis und die Ann.

der topographischen Angaben H.s für diesen Feldzug abzulehnen). Wie steht die Sache in Wirklichkeit? Malacowe ist Malchow (Mecklenburg-Schwerin, an dem Verbindungsbach zwischen dem Plauer See und Fleesen-See), Cuscin aller Wahrscheinlichkeit nach Quetzin bei Plau (am Westufer des Plauer Sees). Beide Burgen lagen also nahe beieinander, nicht 'weit von einander'. H. kennt und unterscheidet I, 93, wie J. selbst angibt, *omnia castra ducis . . , videlicet Malachou, Cuscin, Zuerin, Ilowe, Mikilenburg*', kennt also M. und C. als zwei verschiedene Burgen. Wenn er nun II, 3 sagt: *venit Malacowe et Cuscin* (die in der Hauptsache nur durch den Plauer See voneinander getrennt waren und leicht gleichzeitig bedroht bzw. beobachtet werden konnten) und nachher nur von einer spricht (*allocutus est habitatores urbis* und: *Reddite mihi castrum . .*), so ist der Schluß, daß er hier nur die letztgenannte, Cuscin, meint und deren Schicksale erzählt, um so naheliegender, als er nachher von Malchow spricht und davon gar nichts Näheres erwähnt, als ob es selbstverständlich den Deutschen zur Verfügung stand (*Et occurrit Adolfus comes duci . . iuxta Malacowe. Dux vero . . fecit Wertizlavum . . suspensio interfici prope urbem Malacowe*). Wenn hier Malchow allein erscheint und in I, 93 deutlich geschieden neben Cuscin erscheint, so ist es doch jeder Wahrscheinlichkeit zuwider und fast absurd, H. vorzuwerfen, er habe die beiden nur in II, 3 in eins zusammengeworfen. In seiner Erzählung finden sich oft allerhand Lücken und Gedankensprünge, wie sie für volkstümliche, einfache Erzählung kennzeichnend sind, die man aber bei einigermaßen gutem Willen durchaus sachgemäß ausfüllen und ohne Widerspruch miteinander vereinigen kann. Es dürfte auch methodisch richtiger sein, die Worte eines im allgemeinen als sinnvoll und verständig erwiesenen Schriftstellers auch in zweifelhaften Fällen, wo das Verständnis nicht ganz klar und zwingend erweisbar ist, eher für sinnvoll und verständig statt für eines Sinnes und der Anschauung entbehrend zu nehmen, eine gutwillige, noch mögliche Interpretation vor einer böswilligen, zwar möglichen, aber nicht notwendigen zu bevorzugen.

Egmundani, auf die alle ich Helm. S. 198, N. 3 hingewiesen habe)? Ann. Palidenses SS. 16, 93, lin. 24 sq.: *Sed securitas exercitui negligentiam generavit*, dasselbe, was H. ausführlicher berichtet. Albert von Stade¹, der H. viel benutzt hat und über die Schlacht nur einen kurzen nicht auf Einzelheiten eingehenden Satz bietet (*ubi a Sclavis per insidias cum pluribus sunt perempti — scil. Adolfus et Reinoldus comites*) kann außer Betracht bleiben. Und Saxo Grammaticus?² (*Sclavi*) . . *ex improviso hostium castris se immergunt eosque imparatos confodiunt. Adolfus et Reynaldus in ipso castrorum aditu neglectae militaris prudentiae penas sanguine persolverunt*. Was ist das anderes als der auf Grund genauerer Kenntnis mit weiteren (weder nachprüfbaren noch aber auch anfechtbaren) Einzelheiten versehene Bericht Helmolds? Ganz anders ist nur die Erzählung der Ann. Egmundani³, die aber verschiedene offenkundige Irrtümer enthält; so läßt sie die Schlacht bei Lübeck (Lubesce) stattfinden statt bei Verchen-Demmin, den Grafen nennen die Annalen stets Alolfus. Von ihrer Erzählung, daß die Slaven ihr Lager fiktiv geräumt hätten und Graf Adolf und ein gewisser Ingelbertus oder Engelbertus de Dalheim beim arglosen und unvorsichtigen Betreten desselben von den Slaven überfallen und getötet worden seien, wird man wohl angesichts der Übereinstimmung von H., Ann. Palidenses und Saxo abzusehen haben. Weiter erzählt H., daß die Knappen des Heeres, um Lebensmittel von dem weiter rückwärts lagernden Heere des Herzogs zu holen, *primo diluculo* aufgebrochen und dabei auf die Slaven gestoßen seien. Die Ann. Palidenses aber sagen: *Nam summo mane Sclavi irruptionem super incautos et inermes facientes* . . ., wieder genau dasselbe. Nach J. soll nun die ganze Geschichte von den Knappen (*pueri, armigeri*) eine einzige Unwahrscheinlichkeit sein; aber was erzählt Saxo, von dem sich nirgends nachweisen läßt⁴, daß er Helmold benutzt

¹) MG. SS. 16, 345. ²) SS. 29, 115. ³) SS. 16, 463. ⁴) Gegen die diesbezügliche Ansicht (oder Behauptung) von SCHIRREN vgl. WIGGER, Jahrbücher d. Vereins f. mecklenburg. Gesch. u. Altertumskunde 42. Jg. (1877), Anlage D, S. 41 f., 47 f. Neuerdings hat F. FABRICIUS, Saxos Valdemarskronike og hans Danesaga. Dansk Historisk Tidsskrift VIII. 6, 285—386 mehrfach behauptet (S. 335. 345. 350. 352), daß Saxo an verschiedenen Stellen Helmold benutzt habe oder daß seine Berichte auf ihm beruhen. Darüber und dagegen vgl. CURT WEIBULL, Saxoforskning. En stridsskrift. Lund 1919 (Sonderdruck aus Historisk Tidsskrift för Skaneland Bd. 7) S. 39, Anm. 2. — Ich kann nicht leugnen,

oder gekannt habe? *Quibus (Adolf und Reinold) prima caede prostratis Guncellinus et Henricus* (von Ratzeburg; H. nennt *Guncelinus et Christianus*, von Oldenburg) *mediis irruentium globis elapsi correptis aquilis ad se fugientum sociorum reliquias contraxere, ac demum hostes predae incubantes audacter adorti fugam victoria mutavere. Ita Saxones quamquam improvidi bellum temptassent, maiorem cladem gesserint an acceperint, virtute dubium reliquere.* Das ist, mit anderen Einzelheiten und Namen, im Prinzip wieder genau dasselbe wie die Darstellung bei H.¹, die aber nach J. eine rein erbauliche Legende sein und der Berichtigung durch Ann. Palidenses oder gar durch Saxo bedürfen soll! Hat das eigentlich noch irgendeinen verständigen Sinn? Aber das Schlimmste kommt erst noch. J. erzählt nach H., der durch die von J. nicht angeführten (aber in der Ausgabe S. 198, Anm. 7

daß mir an manchen Stellen (so teilweise auch hier) der ganze Gang der Erzählung in beiden Quellen als so gleichartig erscheint, daß sich mir wenigstens die Vermutung irgendeines — noch durchaus nicht näher bekannten oder sicher zu behauptenden — Zusammenhanges sehr stark aufgedrängt hat. Auch WEIBULL sagt a. a. O.: 'Da Helmold und Saxo früher stets als vollständig unabhängig voneinander angesehen wurden, scheint die Auffassung von Fabricius ihren Ursprung in meinem Nachweis (in C. WEIBULLS älterem Buche: Saxo, Kritiska Undersökningar in Danmarks Historia fran Sven Extridsens Död till Knut VI. Kobenhavn 1915) zu haben, daß sich an verschiedenen zerstreuten Punkten eine starke Übereinstimmung zwischen beiden Schriftstellern findet, aber hieraus kann bei Kenntnis der mittelalterlichen literarischen Verhältnisse nicht der Schluß gezogen werden, daß Saxo den Helmold kannte, oder mindestens nicht den ganzen Helmold'. C. WEIBULL macht selbst in seinem älteren Buche z. B. S. 145, Anm. 3 darauf aufmerksam, daß W. BERNHARDI, Lothar S. 392 eine Abhängigkeit Saxos von Helmold annimmt. WEIBULL lehnt jedenfalls eine solche Möglichkeit auch durchaus nicht ganz ab. Die Frage scheint mir noch nicht vollständig geklärt und erledigt zu sein.

¹⁾ Selbst wenn nach der eben vorhergehenden Anmerkung ein Zusammenhang zwischen Saxo und Helmold bestehen, jener von diesem (direkt oder indirekt, ganz oder teilweise) abhängig sein sollte (und also Saxo in Wahrheit keine echte und eigene Bestätigung H.s bilden sollte!), so tritt immer noch J.s Parteilichkeit in hellstes und um so helleres Licht, als er dann die späte und rethorisch umschreibende Ableitung gegen die frühere und sehr viel schlichter erzählende Quelle, ohne jeden Grund!, ausgespielt haben würde. Besteht aber ein solcher Quellenzusammenhang nicht, so bleibt Saxo eine vollgültige Bestätigung für H. in diesem Punkte der Erzählung von der Schlacht bei Verchen-Demmin wie in manchem anderen.

zitierten) Ann. Egmundani bestätigt wird, das Auskochen der Leiche des Grafen Adolf¹. Er sagt (S. 55): 'Der Leichnam des Grafen Adolf aber wurde „in Stücke geschnitten, ausgekocht und einbalsamiert“, so erfüllte sich die Prophezeiung, die er selbst (der Graf Adolf) am Vorabend seines Märtyrertodes ausgesprochen hatte, als er viele Male den Vers (Ps. 16, 3) wiederholte: Mit Feuer hast Du mich geprüft und keine Ungerechtigkeit ist erfunden an mir.' Indem J. den ersten Satz: 'Der Leichnam . . wurde . . ausgekocht . .', mit dem nächsten Satz in der Form verbindet: 'so erfüllte sich die Prophezeiung . .', und dieses Wort sperrt, will er offenbar die Auffassung² andeuten, daß das Auskochen der Leiche die Erfüllung des vaticinium sei: *Ignem me probasti* usw. Indem Graf Adolf am Vorabend seines Todes in offenbar gehobener Stimmung, sei es der Vorahnung des Todes, sei es der Genugtuung über ein in Pflichttreue bis hierher geführtes Leben, der Empfindung Ausdruck gibt³: Herr . . Du prüfest mein Herz und besuchest es des Nachts und läuterst mich und findest nichts, so hat er nach J. sagen wollen: Ich werde fallen und meine Leiche wird (im Feuer) ausgekocht werden. Ein geschmackloseres Mißverständnis eines einfachen und klaren Tatbestandes ist wohl kaum denkbar. Bei H. steht aber nach der Mitteilung: *Precepit igitur dux corpus Adolphi comitis concidi frustatim* usw. nicht einmal: So wurde die Prophezeiung erfüllt usw., sondern mit Punkt und neuem Satz: *Et impletum est vaticinium* usw. Der ganze Absatz J.s über H.s Darstellung der Schlacht bei Verchen-Demmin mit allen Vorwürfen J.s ist so nunmehr als ein einziges

¹) Die Sache ist klargestellt von DIETRICH SCHÄFER in seiner Abhandlung: Mittelalterlicher Brauch bei der Überführung von Leichen. SB. der Preuß. Akad. d. Wissenschaften 1920, nr. XXVI, S. 478—498. Unser Fall mit Anführung beider Quellen ist behandelt auf S. 487.

²) Ich muß mich allerdings der Sünde schuldig bekennen, daß ich selbst in meiner Helmoldübersetzung (Geschichtsschr. d. Vorzeit Bd. 56, 3. Aufl., 1910) S. 236 die Worte H.s: *Et impletum est vaticinium* usw. übersetzt habe mit: So wurde die Prophezeiung erfüllt . . . Aber diese Mißdeutung von: im Feuer prüfen = die Leiche auskochen, ist mir wahrlich niemals in den Sinn gekommen. Bei J. wird diese Auffassung in verschärfter Weise dadurch nahegelegt, daß er zwischen H.s Sätzen: *Precepit igitur dux* . . und: *Et impletum est* . ., einen Nebensatz H.s fortläßt und den großen neuen Satz H.s: *Et impletum est* usw., als kleinen Nachsatz gibt. ³) So die Fassung von Luther, die den moralischen Gehalt der Stelle viel reiner heraushebt als die Vulgata, die aber gleichwohl auch unmißverständlich ist.

Gewebe von Entstellungen¹, Verdrehungen und fast unglaublichen Mißverständnissen erwiesen.

Damit ist J. aber mit den wirklich ausgeführten 'Beweisen' für H.s Unzuverlässigkeit bereits wieder am Ende und mündet wieder in den Strom der allgemeinen absprechenden Werturteile und Verdächtigungen ein, die sich immer nur schwer im einzelnen fassen lassen und immer nur eine allgemeine abgeneigte Stimmung gegen H. ergeben, wie sie einer solchen entstammen. Auf S.56 — 58 erörtert er die Frage, ob H. slavisch verstanden habe, und beantwortet sie m. E. vermutlich ganz mit Recht dahin, daß dies nicht der Fall gewesen sei. Er behauptet dabei, daß 'die Forscher fast einstimmig annehmen, daß H. die Sprache der Slaven verstanden, beherrscht, sogar gut beherrscht' habe, führt aber als Beleg dafür nur OHNESORGE, Neue Helmoldstudien S. 156 an, der seinerseits keinerlei Berufung auf die Ansicht anderer Forscher (fast aller Forscher!) bringt. Mir sind Äußerungen anderer Forscher über diese Frage nicht bekannt, dagegen möchte ich eine parallele Nachricht einer anderen Quelle beibringen², die sicherlich auch für H. lehrreich ist. In Sigebotos Vita Paulinae³ heißt es: *Verum quia Sclavonicae linguae admodum ignarus erat et eum cura pastoralis Sclavorum genti, quorum multitudinem copiosam error adhuc idolatriae detinebat, verbum salutis*

¹) Im kleinen gehört dazu, wenn J. H.s Worte: *Slavorum . . , qui ad duo milia et quingentos connumerati sunt*, übersetzt: 'Es fielen genau (connumerati sunt) „2500“ Slaven „zur Linderung des Schmerzes“ des (zur Schlacht? nach der Schlacht?) eintreffenden Herzogs Heinrich'. Ich würde 'ad . . connumerati sunt' viel eher auffassen und übersetzen: man hat gegen 2500 zusammengezählt, im ganzen ungefähr 2500 gezählt (meine Übersetzung: deren man an 2500 zählte). J. will natürlich wieder die scheinbare Genauigkeit H.s, die in Wahrheit zum 'Legendenton' gehöre, geißeln. Was J.s Zweifel, ob Herzog Heinrich zur Schlacht? nach der Schlacht? eintraf, betrifft, so sind sie ganz belanglos. H.s Darstellung legt die Auffassung nahe, daß der Herzog am Tage der Schlacht selber eintraf (*Et venit dux festinanter . . Sequenti autem die*; vgl. meine N. 4 zu S. 198), aber es ist ganz gleichgültig und für die Kritik der Erzählung unergiebig, wenn der Herzog etwa auch erst am Tage nach der Schlacht auf dem Schlachtfeld eingetroffen sein sollte. Für J. ist es offenbar die Hauptsache, hier wie stets, einige (suggestive) Fragezeichen anzubringen, auch wenn sie sachlich gar nichts ergeben. ²) Ich habe auf diese Stelle bereits in meinem Aufsatz: Helmold und seine Cronica Slavorum. Zs. d. Vereins f. Lüb. Gesch. u. Altertumskunde 14, 2 (1912), S. 189, Anm. 7 hingewiesen. Vgl. auch WITTE 3, S. 9. ³) Ed. J. R. DIETERICH, MG. SS. 30, II, 1, p. 925.

credere (= tradere) cogeat, Latine¹ libros Sclavonicae linguae sibi¹ fieri iussit, ut Latinae linguae¹ Charactere ideomata linguae² Sclavorum exprimeret et, quod non intelligebat³, verbis stridentibus intelligendum aliis infunderet. Und daraus in der Vita Wernheri episcopi Magdeburgensis (MG. SS. XII, 246): *Verum quia credere cogeat, libros Sclavonicae linguae sibi fieri iussit, ut Latinae linguae character, quem intelligebat, ydiomata linguae Sclavorum exprimeret, et quod non intelligebat, verbis stridentibus intelligendum aliis infunderet.* Ebenso lag es auch mit dem auch von J. hier angezogenen Priester Bruno in Oldenburg (Holstein) bei H. I, 84, S. 146, der hatte *sermones conscriptos Slavicis verbis, quos populo pronuntiaret oportune.* Und ebenso stand es sicherlich mit H., der slavisch wohl auch gar nicht oder höchstens nur in einigen Bruchstücken verstanden haben wird. Folgt aber daraus, daß die Nachrichten H.s über die Slaven und ihr Land, in dem er jahrelang gelebt hat, durchweg unglaublich sind? Kann man sagen, daß er nur 'auffallend magere Nachrichten' über das Leben der Slaven bringt? Man müßte wohl einmal die Nachrichten H.s über die Slaven mit denen der anderen einschlägigen lateinischen Quellen Adams von Bremen, der Viten Ottos von Bamberg usw. nach ihrer Menge und ihrem Wert miteinander vergleichen, um in begründeter Weise festzustellen⁴, ob wirklich die Nachrichten H.s 'auf-

¹) Dieses Wort fehlt in der einzigen Hs. der Vita Paulinae, DIETERICH fügt es aus der Vita Wernheri episcopi Merseburgensis (SS. 12, 246, wo die Stelle ausgeschrieben ist) hinzu. Ebenso fehlen in der Vita Paulinae die Worte: *sibi . . . Latinae linguae.* ²) *lingua* die Hs. der V. Paulinae. ³) Der Herausgeber DIETERICH macht zu 'intelligebat' eine Anm. 5: Verba 'quod n. i.' sane idem efficiunt atque 'quod lingua Latina exprimere non poterat'. Damit scheint mir der Sinn des Textes gründlich mißverstanden zu sein. Er besagt in Wahrheit, daß der Bischof Werner mit lateinischen Buchstaben geschriebene slavische Worte (mit vielen Zischlauten!) vorlas, deren Sinn und Bedeutung im einzelnen er selber gar nicht verstand. ⁴) Zur wirklich begründeten Gewinnung solcher Feststellungen würden auch Gedankengänge, Erwägungen und Vergleichen gehören, wie ich sie in meinem Aufsatz: Geschichtschreibung und Kultur im Mittelalter. Archiv für Kulturgeschichte Band 13, Heft 3/4, S. 193–219, besonders etwa S. 203 bis 208, angestellt habe. Doch würde zur Ausführung aller solcher Untersuchungen über die lateinischen Quellen zur Geschichte der Slaven eine Kenntnis der Slavistik und der lateinischen Geschichtschreibung des Mittelalters erforderlich sein.

fallend mager' sind; gegenüber Adam z. B. ist das bestimmt nicht der Fall, die Viten Ottos von Bamberg kenne ich nicht genau genug, um da etwas sagen zu wollen; nach dem Maßstab vieler mir sonst bekannter mittelalterlicher Geschichtschreiber habe ich gegenüber H.s I, 52 und vielen verstreuten Nachrichten und längeren Exkursen bei ihm nicht den Eindruck, daß das alles im Vergleich zu den allgemeinen Interessen und der sonstigen Beobachtungsfähigkeit der Zeit 'auffallend mager' sei, eher möchte ich behaupten, ausnahmsweise ausführlich. 'Aber selbst diese dürftigen und abgerissenen Nachrichten verlieren ihren Wert durch eine Reihe von Widersprüchen', sagt J. weiter (S. 58/59). '*Slavicum aratrum* erscheint bei H. in differenten Redaktionen' — das ist richtig, es handelt sich aber um belanglose Differenzen¹, die nur zeigen, mit welcher Gleichgültigkeit H. diesen materiellen Fragen und Interessen der Kirche gegenübersteht. Weiter J. S. 59: 'die Slaven „schwören nicht“ und „schwören“ doch²¹⁷'. Hier hat es J. allerdings unterlassen, in Anm. 217 den Wortlaut der Stellen, auf die er sich bezieht, anzuführen und dem Leser die Nachprüfung dadurch zu erleichtern. Da er, wie wir sogleich sehen werden, solche Stellen gelegentlich auch da abdruckt, wo sie seine eigenen Thesen glatt widerlegen, so ist das Unterlassen hier wohl nicht aus bewußter Absicht zu erklären, aber die Mißdeutung der in Frage kommenden Stellen zeigt jedenfalls doch seinen blinden Eifer. Es sind die folgenden. H. sagt zunächst in Kap. 52 (S. 103) in der längeren Darlegung über die Religion der Slaven und besonders über das Heiligtum des Svantevit auf Arcona: *Mira autem reverentia circa fani diligentiam affecti sunt; nam neque iuramentis facile indulgent² neque ambitum fani vel in hostibus temerari patiuntur*. Dazu treten die von J. angeführten (wenn auch nicht abgedruckten) Stellen, zunächst I, 84, S. 160: *Iuraciones difficillime admittunt², nam iurare apud Slavos quasi periurare est ob vindicem deorum iram*. Diese beiden Stellen besagen deutlich, nicht etwa, die Slaven schwören überhaupt nicht, sondern sie schränken es möglichst ein, weil sie es so sehr ernst damit nehmen aus Furcht vor dem rächenden

¹) J. S. 59, Anm. 216 druckt die in Betracht kommenden Stellen H.s zusammen ab. I, 12, S. 25: *Slavicum vero aratrum par boum aut unus conficit equus*; I, 14, S. 28: *aratro, quod duobus bobus aut uno constat equo*; dagegen I, 88, S. 174: *Slavicum aratrum perficitur duobus bubus et totidem equis*. ²) Von mir gesperrt.

Zorn der Götter beim Meineid. Man wird danach annehmen können, daß sie die Zeremonie des Schwörens mit aller möglichen Feierlichkeit umgeben und dadurch möglichst erschwert und selten gemacht haben. Und was sagt dagegen I, 84, S. 164? *Et inhibiti sunt Slavi de cetero iurare in arboribus, fontibus et lapidibus, sed offerebant criminibus pulsatos sacerdoti ferro vel vomeribus examinandos.* Das bedeutet, genauer erläutert: es ist den Slaven verboten worden, die wenigen religiösen Eide, die sie überhaupt schwören ließen, die sie mit den größten Feierlichkeiten umgaben und dadurch um so bedeutungsvoller erscheinen ließen, diese noch wie bisher auf Bäume, Quellen und Steine geschehen zu lassen und dadurch die Wichtigkeit dieser ihrer Religion anzuerkennen und hervorzuheben. Sondern wenn es schon bei ihnen in einer Sache so weit kam, daß sie schwören lassen wollten, dann sollten sie zum christlichen Priester gehen und durch diesen das Gottesurteil entscheiden lassen. Das ist der klare und deutliche Sinn von H.s gesamten Stellen, und ein Widerspruch zwischen ihnen besteht wieder einmal nur in J.s Konstruktion und Entstellung.

J. S. 59 fährt fort: 'der Oberpriester auf Rügen wird „mehr“ und wird „nicht mehr“ als der Fürst geachtet²¹⁸'. Sieht man sich aber die von J. selber in der Anm. 218 abgedruckten Stellen an, so sieht man, daß es bei ihm statt 'nicht mehr' vielmehr 'nicht weniger' (*non minus quam regem*, H. I, 6, S. 17) heißen muß. Zwischen 'mehr' und 'nicht weniger' besteht eine Nuance der Betonung und des Grades, kein Gegensatz. J. hat hier im blinden Eifer selbst die Stellen abgedruckt, die ihn widerlegen. Er fährt fort: 'die Slaven vernichten ein Kloster und führen die Bräute Christi fort, gleichzeitig aber „verharren die Slaven im Christentum, Klöster werden in großer Anzahl gebaut“²¹⁹'. Das bezieht sich auf die schwierigen und vielerörterten¹ Geschichten von Billug und Hodica und dem großen Slavenaufstand. Das

¹) An Literatur vgl. W. GIESEBRECHT, Jahrb. des Deutschen Reiches unter der Herrschaft Kaiser Ottos II., Berlin 1840, S. 162 f.; C. HIRSEKORN, Die Slaven-Chronik des Presbyter Helmold. In.-Diss. Halle, 1874, S. 12—16; C. SCHIRREN, Beiträge zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen. Leipzig 1876, S. 70—77; HERMANN VON BRESKA, Untersuchungen über die Nachrichten Helmolds vom Beginn seiner Wendenchronik bis zum Aussterben des lübischen Fürstenhauses. In.-Diss. Göttingen 1880 (Zs. des Vereins für Lüb. Gesch. u. Altertumskunde Bd. 4) S. 19—23; PAUL REGEL, Helmold und seine Quellen. In.-Diss. Jena, 1883, S. 12—14.

Ergebnis der hier nicht noch einmal wiederzugebenden Erörterungen ist, daß H. auf jeden Fall neben Adam, dem er in der Hauptsache folgt, andere Nachrichten (und z. T. anscheinend bessere Nachrichten¹⁾) gehabt hat. Daß Widersprüche zwischen der von H. zum Leitfaden der Erzählung genommenen Darstellung Adams und H.s eigenen neuen Nachrichten bestehen, ist richtig, aber nicht richtig ist, was J. folgert: 'Es ist klar, Unkenntnis und mangelnde Informiertheit paaren sich mit äußerst salopper Redaktierung des Textes.' Die Ausführungen der hier in der Anmerkung . . genannten Forscher ergeben mit aller Deutlichkeit, daß solche Unkenntnis und mangelhafte Informiertheit H.s nicht vorliegen; hält J. sie doch für gegeben, dann mußte er das gegen die eingehenden und z. T. über schwierige Dinge handelnden Darlegungen dieser Forscher beweisen, dazu macht er nicht einmal einen Ansatz. Und daß bei H. nicht 'saloppe Redaktierung' (so in der Übersetzung) vorliegt, zeigt schon v. BRESKA S. 21 f. und zeigen deutlich H.s eigene Worte. Der hauptsächlich von J. gerügte (schon früher von anderen behandelte) Widerspruch ist, daß nach H. I, 14, S. 30 unter Marco, Eward, Wego und Ezico: *Slavi in fide perstiterunt* (nach Adam II, 26 (24), S. 86: *Sclavi permanserunt christiani*); nach I, 15, S. 31 aber hat unter (vielleicht noch Wago, jedenfalls aber) Ezico *Missizlaus Obotritorum princeps* das Jungfrauenkloster in Mecklenburg zur Auflösung gebracht, ist also jedenfalls nicht im christlichen Glauben geblieben. Aber hat nicht eben H. selbst diesen Widerspruch sehr wohl empfunden (vgl. auch v. BRESKA S. 21 f.)? Sagt er nicht ausdrücklich über diesen Missizlaus mit den nächsten Worten aus: *Christum palam confitens, sed clam persequens*, um deutlich zu machen, daß die Entwicklung der Dinge mit Lug und Trug vor sich ging, daß sie sich allmählich entwickelte? Besagen das nicht ausdrücklich H.s lange Erzählungen in I, 13. 14, die verständlich machen sollen, wie der Gegensatz sich allmählich anbahnt, von geheimem, innerem

¹⁾ Ob er diese in schriftlicher Form vor sich hatte, wie v. BRESKA annimmt, läßt sich nicht behaupten; ich habe in den betr. Kapiteln auf eine Anzahl Ausdrücke H.scher Redeweise hingewiesen (S. 23, N. 2; 24, N. 1. 6. 7; vgl. auch S. 24, Z. 23 f.: *Ceperunt habitari deserta Wagricae et Sleswicensis provinciae*, mit S. 112, Z. 26 f.: *Ceperunt igitur inhabitari deserta Wairensis provinciae*; S. 25, N. 2. 4; S. 26, N. 5; S. 27, N. 1; 29, N. 1. 4; 30, N. 1. 2), die eher die Annahme nahelegen, daß H. ihm zugekommene mündliche Überlieferungen selbst schriftlich formuliert habe.

Widerstreben der Wendenfürsten (vgl. S. 26: *Missizla . . odio, licet occulto concitatus Christianae religionis*; S. 27: (*pater*) . . *cepit sensim flecti animo* . .) bis zum offenen Abfall? Was soll gegenüber dieser seitenlangen Erzählung H.s, die sich viele Mühe gibt, die Entwicklung der Dinge zu schildern (die auch wir heute bei der bestehenden Quellenlage nicht vollkommen deutlich machen können), die Art J.s, die Gegensätze ganz eng zu komprimieren und scharf zu kontrastieren (die Slaven vernichten ein Kloster . ., gleichzeitig aber 'verharren die Slaven im Christentum . .'), und H.s seitenlange Bemühungen um Erklärung der Widersprüche und Schwierigkeiten, die auch er empfunden hat, glatt zu verschweigen? Das ist keine objektive, keine richtige Wiedergabe, es ist reine Tendenz wie alles, was J. gegen H. schreibt, mit dauernder Begehung grösster Fehler und Unterlassungen.

Damit ist J. (S. 59) nach solchem angeblichen Nachweis der 'steten Widersprüche Helmolds' bei seiner 'allerwesentlichsten Nachricht', an deren Analyse und Zunichtemachung ihm vor allem gelegen ist, angelangt, bei der Nachricht vom Schicksal des Slaventums, von seinem 'letzten Kampfe'²²⁰. Er zieht schon aus dem Nachweis der bisherigen 'steten Widersprüche Helmolds' den Schluß, daß sie 'es nicht gestatten, auch nur eine seiner Nachrichten unbesehen anzunehmen'. Selbstverständlich ergibt sich nach J. der gleiche Schluß für H.s 'allerwesentlichste Nachricht', und damit verschwindet H. für J. aus der Erörterung dieser Nachricht, aus seinem ganzen zweiten Band. Wie schroff und konsequent J. dabei vorgeht, wie unhaltbar seine Anschauungen und Thesen über das Schicksal des Slaventums und den Prozeß der Kolonisation sind, das hat Witte 3 ausreichend bewiesen, damit brauche ich mich nicht zu beschäftigen. Ich will aus J.s Kapitel über H.s reale Quellen hier nur noch ein paar letzte Beispiele auf S. 61 seines Buches, wo er sich mit H.s Nachrichten über die Slaven beschäftigt, behandeln. Daß das Slaventum existiert, nicht 'verschwunden' sei, beweist ihm die Tatsache: 'Sie bilden die Garnisonen der deutschen Burgen'²³¹, nach H. II, 2, S. 192. 194. Was sagt H. da? Er erzählt ausführlich in Kap. II, 2, S. 191 ff., wie Pribislav, der Sohn des Niclot, nach Mecklenburg kommt, die in der Feste befindlichen Flamländer überwältigt und tötet. Dann kommt er nach Burg Ilow, wo Gunzelin von Hagen befehligt. Dieser schlägt seinen Leuten (*sui, fideles sui*) vor, mit der anrückenden Vorhut der Slaven vor der Burg zu kämpfen, bevor

das ganze Slavenheer komme. Diese warnen ihn vor der Untreue der Slaven, *qui sunt infra* (= *intra*) *urbem hanc* und die ausgezogenen Deutschen nur aussperren würden. Darauf berief Gunzelin alle Deutschen in der Stadt (Burg, *in urbe*) zusammen und sagte zu ihnen, so daß es die verdächtigen Slaven hörten, sie sollten beim geringsten Anzeichen von Verrat diese Treulosen mit Weibern und Kindern verbrennen. Darauf wagten die Slaven ihr Vorhaben nicht auszuführen, auch nicht als Pribislav sie von außen dringend zur Übergabe der Burg aufforderte. Am nächsten Morgen ziehen die Slaven enttäuscht von der Burg ab, Gunzelin aber verließ Ilow *et collocata illic Slavorum custodia transiit Zuerin*. Ich habe in meiner Helmoldübersetzung das wiedergegeben: 'Guncelin . . verließ Ilow und begab sich, nachdem er dort einen Posten zur Bewachung der Slaven zurückgelassen hatte, nach Schwerin.' Ich habe zu 'Slaven' ausdrücklich eine Anmerkung gemacht: *Slavorum custodia*, mit Genetivus objectivus. Ich möchte wissen, ob wirklich im Ernste irgend jemand diese *Slavorum custodia* mit J. anders, nämlich als einen slavischen Posten in der Burg für die Deutschen (Gunzelin) auffassen kann. Ein Befehlshaber, der den seiner Obhut anvertrauten Platz jemandem, den er soeben als Verräter kennengelernt und ernstlich verwarnet hat, übergibt, verdiente wohl die schärfste Behandlung, die nach militärischen Gesetzen irgend zulässig ist. J. behauptet: 'Die deutsche Garnison wird erst später geschickt (II, 4, p. 195).' Das bezieht sich darauf, daß Herzog Heinrich den Grafen Adolf und die maiores de Holzatia nach Ilow schickt, *ut transirent Ylowe et essent tutamen castris*. Also Gunzelin hat einen vorläufigen kleinen Posten (Deutsche) zur Bewachung der Slaven in der Burg zurückgelassen, nachher kommt die volle Besatzung, die den Platz wirklich halten kann. Das ist J.s 'Beweis' für die Slaven als 'Garnisonen der deutschen Burgen'! Auf S. 194, die er noch anzieht, steht überhaupt nichts, was man so deuten könnte. Von ähnlichem Kaliber sind seine Beweise für die Slaven als musterhafte Zahler des Zehnten und als Absender von Tribut nach Arcona, woraus folgen soll, 'daß das Christentum . . . keine Fortschritte in den Zeiten Heinrichs des Löwen gemacht hat', und dergleichen mehr. Es ist allzu lästig und widerwärtig, das Stück für Stück immer noch weiter durchzuprüfen.

Bei gewissenhaftester und aufrichtigster Bereitwilligkeit, J.s Argumente und Thesen, wenn sie irgendeinen richtigen Kern

haben, anzunehmen und auf sich wirken zu lassen, kann man von seinem ganzen ersten Kapitel: Die realen Quellen Helmolds, noch nicht einmal sagen, was WITTE 3, S. 199 hauptsächlich von J.s Band 2 gesagt hat, er sei 'ein seltsames Gemisch von Dichtung und Wahrheit, wobei die letztere leider bedenklich zu kurz gekommen ist'. In J.s Helmoldkritik, wenigstens im ersten Kapitel, ist überhaupt fast gar keine Wahrheit enthalten. Seitenlang finden sich nur Verdächtigungen und manchmal fast gegenstandslose Expectorationen, versuchte Beweise werden nur ganz wenige gegeben. Diese sind ausnahmslos nicht stichhaltig, beruhen zum Teil auf geradezu erschütternden Mißverständnissen, Verdrehungen und Entstellungen. Ich habe mit größter Mühe versucht, die sogenannten Beweise aus dem Wust des völlig Unbrauchbaren auszulesen, ihre restlose Widerlegung glaube ich in den bisherigen Ausführungen gegeben zu haben. Als allgemeineres und grundsätzliches Ergebnis für das Verfahren bei der Kritik m. a. Geschichtschreiber kann ich wohl herausheben, daß es nicht zugänglich ist, gegen einen im allgemeinen als sinnvoll und verständig erwiesenen Schriftsteller aus einzelnen Lücken und Schwierigkeiten der Ausdrucksweise den Vorwurf der Sinnlosigkeit und Leichtfertigkeit abzuleiten, daß wir vielmehr da mit Lücken unserer Kenntnisse und Verständnismöglichkeit rechnen, eine mögliche Interpretation zum Guten annehmen müssen, ehe wir leichtfertig einen sonst in vielem bewährten Schriftsteller entwerten und für unbrauchbar erklären. Im Falle Helmold-JEGOROV wiederhole ich: durch das erste Kapitel über die realen Quellen H.s ist nicht der Geschichtschreiber H., sondern der Interpret, Philologe und Historiker J. vernichtet und erledigt. Es bleibt nichts von seinen Anschuldigungen gegen H. übrig, ich habe bei J. S. 1—71 nicht das mindeste Stichhaltige gegen H. und seine Erzählungen finden können.

II.

J.s zweites Kapitel: Die formalen Quellen H.s (S. 72—160) behandelt, kurz ausgedrückt, die jedem Kenner mittelalterlicher Chroniken, Annalen, Historien wohlbekannte Tatsache, daß nicht nur die Tatsachendarstellung der vor der Zeit und außerhalb des eigenen Wissens des Geschichtschreibers liegenden Ereignisse mehr oder weniger wörtlich aus älteren Quellen entnommen zu sein pflegt, sondern auch die ihm eigene Darstellung der selbsterfahrenen, selbstgewußten und frei berichteten Geschehnisse durch ein ihm

persönlich fremdes Medium hindurchgegangen und mehr oder weniger getrübt, mindestens gefärbt ist. Das ist die allgemeine Anschauungsweise der Dinge, die sich in Herübernahme von Gesichtspunkten, Sentenzen und Zitaten aller Art aus Schriftstellern des klassischen Altertums, aus Kirchenvätern, Worten und Gedankenverbindungen der Bibel, der Liturgie, der Heiligenleben und jeder Art Texte des kirchlichen Gebrauchs bemerklich macht. Es ist das ein mehr indirektes — J. nennt es formal —, aber nicht weniger wirksames Element als die direkten Tatsachenentlehnungen, es hindert den Schriftsteller unter Umständen weit mehr als diese, zu der Realität der Dinge vorzudringen, schiebt ein trübes Gemisch von allgemeinen Sentenzen, Reflexionen und oft halb unbewußten Musterbildern zwischen ihn und den von ihm berichteten Verlauf der Ereignisse. Die von daher stammenden Entstellungen, Trübungen und Verdrehungen können so erheblich sein, daß es wichtig und unerläßlich ist, die Art dieses Mediums und der Entstellungen, die es bewirken kann, genau zu untersuchen, für den einzelnen Schriftsteller festzustellen. Wie steht es mit H. in dieser Beziehung, nach J. und in Wirklichkeit?

J. beginnt sein zweites Kapitel wie sein erstes (vgl. oben S. 326 f.) mit einer Kennzeichnung des Standes der deutschen Wissenschaft auf dem Gebiete, der WAITZschule, und kommt wieder zu dem Ergebnis, daß da doch recht viel fehle, Erhebliches einzuwenden sei. WAITZ und WATTENBACH, die maßgebenden Geister und Begründer der Schule, haben nach ihm nur die Tatsachenkritik an den Schriftstellern, die Einzeluntersuchung immer je eines Schriftstellers und das Zustandekommen der Handschriften, das Schriftwesen des Mittelalters gepflegt; der Zusammenhang der Erscheinungen, also die Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters einerseits, die Herausarbeitung der Schriftstellerindividualitäten, der geistigen Beschaffenheit der Autoren andererseits — sie sind vollständig ungepflegt und unbeachtet geblieben. So haben wir WATTENBACHS 'Geschichtsquellen' als ein Handbuch, zu dem sie mehr und mehr geworden sind, und sein 'Schriftwesen' als ein Überblick gebendes Buch über die äußere Entstehung der Literaturwerke, aber vom Schriftsteller, beispielsweise vom mittelalterlichen Geschichtschreiber, wissen wir nichts (J. S. 72—77). Für diesen ist, so fährt J. nun selbständig fort, vor allem der Rieseneinfluß der Schule zu beachten, nicht von örtlichen Einzelschulen, sondern der großen, überall gleichen mittelalterlichen Einheitsschule, die damals so weitgehend

wie in keiner anderen Zeit verwirklicht war, jede Individualität abhobelte und sich unterwarf. Um diesen Einfluß festzustellen, muß man nicht nur, wie es üblich ist, Zitate aus den Klassikern feststellen, sondern auch aus Kirchenschriftstellern und vor allem aus der Bibel (S. 78—82). Und über den Einfluß der Bibel, Bibliismus und Bibliokratismus folgen nun längere Untersuchungen, die nachher zu würdigen sind; zunächst mögen ein paar Bemerkungen zu den bisherigen Ausführungen J.s (S. 72—82) gestattet sein.

Die Feststellung der überwiegenden Neigung der deutschen Forschung zur Einzeluntersuchung und reinen Tatsachenkritik ist wohl in der Hauptsache richtig, aber doch auch einseitig gesehen und übertrieben formuliert. J. wird nicht bestreiten wollen, daß HOLDER-EGGER der hervorragendste Schüler und Fortsetzer von WAITZ gewesen ist. Wenn man aber liest, wie er (NA. 26 [1901], S. 473) in seinem Aufsatz: Einiges zur Quellenkritik SICARDS, sich über die Aufgaben der Analyse mittelalterlicher Geschichtschreiber ausspricht, so wird man nicht sagen können, daß ihm der Gesichtspunkt der geistesgeschichtlichen, literarhistorischen Kritik und der individuellen Charakteristik mittelalterlicher Geschichtschreiber fremd geblieben sei. Und wenn ich, um zu vermeiden, unter anderen gegenwärtig tätigen Forschern und ihren Arbeiten (vor 1910/12) eine leicht zufällige Auswahl, die verschieden beurteilt und beanstandet werden könnte, zu treffen, auf eine eigene Arbeit von mir hinweisen darf, so kann ich wohl sagen, daß ich in meinen 'Italienischen Geschichtschreibern des 12. und 13. Jahrhunderts' (1909) es geradezu als Hauptabsicht verfolgt habe, auf der monumentistischen Einzelarbeit die Geistesgeschichte und literarische Charakteristik mittelalterlicher Geschichtschreiber aufzubauen, diese aus jener hervorwachsen zu lassen. Man könnte noch manches der Art aufzählen¹ und zeigen, daß der Gesichtspunkt der literarhistorischen, geistesgeschichtlichen Charakteristik der deutschen Erforschung der Geschichtschreibung des Mittelalters auch bis ca. 1912/15 hin — vor Erscheinen von J.s Werk — keineswegs fremd gewesen ist. Aber ein beherrschender und die Forschung leitender Gesichtspunkt ist es freilich nicht gewesen.

Was J.s Betonung des Einflusses der mittelalterlichen Schule

¹) Man könnte wohl Arbeiten u. a. von S. HELLMANN, A. HOFMEISTER, W. LEVISON nennen, doch kann ich hier unmöglich eine — doch auf jeden Fall subjektive — Geschichte der Forschung der Gegenwart auch nur andeuten.

anbelangt, so ist die Formulierung hier sehr einseitig und über-treibend in bestimmter Richtung, nicht ohne Absicht, wie sich weiterhin zeigen wird. J. stellt es so dar (S. 78), als ob der mittelalterliche Mensch als Schriftsteller von der Schule vollkommen erdrückt und überwältigt worden wäre, selbständige Individualität und Betrachtungsweise unter dem Druck des Schemas niemals hätte aufbringen können. Das ist ungeheuer übertrieben, man denke nur an eine Individualität wie Gottschalk im 9. Jh.; aber auch bei der Masse der Schriftsteller, bei denen das Aller-individuellste und Persönliche nicht so überragend hervortritt wie in diesem Ausnahmefall, wird man überall eine Mischung von schematisch-typischen und von individuell-besonderen Elementen finden, und diese Mischung festzustellen, diese verschiedenen Elemente voneinander zu scheiden, eben das ist eine Hauptaufgabe der Literarkritik des Mittelalters. Aber behaupten, daß es da nur Typisch-Schematisches gebe, daß jede individuelle, reale Empfindung, Beobachtungsgabe und Betrachtungsweise vollkommen erdrückt seien, das ist einfach nicht richtig. Es dient aber J. zur Grundlage seiner Helmkritik, indem er H. nun als einen solchen völlig schematischen Geschichtschreiber ohne jeden Realitätswert seiner Erzählungen hinstellt.

Der Haupttext, auf dem die meisten mittelalterlichen Ent-lehnungen beruhen, ist, wie erwähnt, die Bibel, und über den Biblizismus, Bibliokratismus der m.a. Literatur, speziell dann H.s, bringt J. lange Erwägungen mit vielem Material (S. 88 ff. bis 102 bzw. 123; da sind jeweils gewisse Absätze bzw. Ein-schnitte der Untersuchung und des Gedankenganges), mit dem Ziel zu zeigen, daß die vollständige 'Biblisierung' der Erzählungen H.s diesen jeden Wirklichkeitswert nimmt. In der Nachprüfung der Stichhaltigkeit dieses Ergebnisses liegt ein Hauptteil der Prüfung der J.schen H.-Kritik überhaupt beschlossen.

Entsprechend J.s eigenem Vorgehen muß ich hier nun teil-weise auch allgemeine Erwägungen anstellen; ich könnte mannigfach auch nachweisen, daß J.s Erwägungen schief formuliert und nur halb-richtig sind. Aber in der Hauptsache will ich versuchen, das an konkreten und schlagenden Beispielen zu beweisen, ebenso wie ich im ersten Abschnitt über die realen Quellen H.s gezeigt habe, daß die wenigen greifbaren Belege J.s für seine Behauptungen falsch sind und daß sich damit die ganze breite Masse seiner allgemeinen Erwägungen von selbst erledigt. — Die Formulierung

des hier zu behandelnden Kernproblems findet sich in ganz richtiger Weise bei J. S. 93. Nachdem er auf S. 91—93 'das volle Übergewicht des typischen „Kirchenlateins“ . . bei Helmold' festgestellt und mit zahlreichen Beispielen belegt hat, sagt er (S. 93): 'Hier haben wir eine Mustersammlung, wie ich es nennen möchte, normaler Phrasenhaftigkeit Helmolds, deren biblische Herkunft in die Augen springt, die aber ihrem Wesen nach die historische Wahrheit der mitgeteilten Vorgänge nicht beeinträchtigt. Weniger harmlos und gleichgültig ist dieser biblische aufgeblähte Stil, sobald er das Wesen des Ereignisses tangiert, seine Intensität und seinen Umfang bestimmt; hier kann jeder überspannte Ausdruck hinsichtlich des tatsächlichen Ausmaßes des zur Debatte stehenden Ereignisses irreführend wirken'. Das ist in der Tat die Frage: harmlose stilistische Entlehnung oder fälschende Entstellung des wirklichen Verlaufs der Dinge durch entlehnte Phrasen und Sätze?

Es ist nicht ganz leicht, diese Frage jeweils im einzelnen Falle richtig und genau zu entscheiden — jedenfalls nicht so leicht und schnell zu erledigen, wie J. das tut und ich nachher von ihm beweisen werde. Wie schwierig es in Wahrheit ist, möchte ich — um die von J. gemeinte Problematik der Dinge möglichst schlagend zu beleuchten — an einigen selbst beobachteten Beispielen erläutern.

Eine große Realität des Völkerlebens auch im Mittelalter ist der Krieg, und so bieten viele Annalen, Chroniken und andere erzählende Quellen des Mittelalters zahlreiche mehr oder weniger ausführliche, anschauliche, oder aber dürftige, wenig verständliche Schilderungen von Schlachten. Dabei sind, wie W. ERBEN¹ darlegt, die Quellen mit sorgfältiger Kritik daraufhin zu untersuchen, ob die von ihnen gebotenen Berichte wirklichkeitsentsprechend oder irgendwie entstellt oder erdichtet sind. Zu dem von ihm als Moment der Entstellung mitbehandelten (S. 32f.) künstlichen Aufputz stilistischer Ausmalung weise ich hier auf einen Umstand mittelalterlicher Schlachtenschilderungen hin, der mir als außerordentlich häufig wiederkehrend, und sehr oft in stark schematischer Form gegeben, aufgefallen ist. Unendlich oft heißt es, daß die Schlacht an einem Flusse stattfand, und daß mehr Krieger des unterliegenden Teils auf der Flucht ertranken als im Kampfe

¹) Kriegsgeschichte des Mittelalters. München und Berlin 1929 (Beiheft 16 der Histor. Zs.), S. 31 ff.

selbst durch das Schwert umkamen. Ich stelle zunächst einige sogleich im Wortlaut stark zusammenstimmende Berichte zusammen: Vita Heinrici IV. imp. c. 12, ed. EBERHARD S. 39, über die Schlacht bei Visé 1106: *Sed multo plures fluvius absorbu it quam ensis hausit; nam cum hostis a tergo premeret, impellente metu in fluvium se precipitant et attoniti confusique de morte in mortem ruebant. Erat ibi cernere . .*, es folgt eine längere, anscheinend genaue und individuelle¹, aber auch wieder mit rhetorischen Floskeln durchsetzte Schilderung des Ereignisses. Vgl. Historia regum Francorum eines Anonymus aus dem Anfang des 13. Jh. bei BOUQUET 9, 144: *et multo plures consumpsit aqua quam gladius vorasset; tanti enim ibi perierunt, ut etiam aqua redundaret ob cadavera mortuorum*. Die Gleichheit des Wortlautes erklärt sich z. T. aus Josua 10, 11: *Et mortui sunt multo plures lapidibus quam quos gladio percusserant filii Israel*, und II. Reg. 18, 8: *et multo plures erant, quos saltus consumpsit quam hi, quos voraverat gladius in die illa*.² Ferner vergleiche man Guillelmus Apulus I, 289/290: *Plures in flumine mersos / Alveus involvit quam morti traderet ensis*; und Hel mold I, 36 S. 77: *nec fuit minor numerus eorum, qui aquis prefocati sunt quam occisorum gladio*. Wollte man diese sonderbare, zum Teil in biblischer Formulierung wörtlich gleiche Übereinstimmung als einen Beweis für schematische, jeden Realitätswertes bare Schilderung nehmen, so müßte einen doch stutzig machen, daß diese Übereinstimmung in so außerordentlich häufiger Wiederholung die Jahrhunderte hindurch wiederkehrt. Man vergleiche weiter Iordanis Romana c. 381, S. 51: *Belesarius Totilam . . sic effugavit, ut plus fugientes Tiberi demergerentur quam gladio caderent*; Beda, Hist. eccl. I, 20: *Passim fugiunt, arma prociunt, gaudentes vel nuda corpora eripuisse discrimini; plures etiam timore praecipites³ flumen, quod transierant, devoravit*. Ebenda III, 24: *Et quia prope fluvium Vinnaed pugnatum est, qui tunc prae inundantia pluviarum late alveum*

¹) Vgl. G. MEYER VON KNONAU, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und V., Band 5, Exkurs II, S. 359—362, der die Darstellung der Vita abschließend auf S. 362 für durchaus unbrauchbar und phrasenhaft erklärt. ²) Die in der Vita benutzten wichtigsten Bibelverse und sonstigen Elemente für diese Phraseologie sind in der Ausgabe der Vita von EBERHARD nachgewiesen.

³) Vgl. oben Vita Heinrici: *impellente metu in fluvium se precipitabant*.

suum immo omnes ripas suas transierat, contigit, ut multo plures aqua fugientes quam bellando perderet ensis. Chronica de gestis principum ed. LEIDINGER S. 34f.: *Bohemorum exercitus et eorum complices, qui superstites remanserant, fugam ineunt multis interemtis gladio; plures fugiendo aquis miserabiliter prefocantur.* Ohne viel Phrasen sagen dasselbe die Ann. Hildesheimenses a. 1106, S. 56: *magna caedes facta est inter eos; multi etiam per emersionem fluminis perierunt.* Ähnliches mit scheinbar genauerer Kenntnis der Einzelumstände erzählt Widukind 3, 46 von der Ungarnschlacht 955 am Lech: *Caeterorum vero alii equis fatigatis villas proximas intrant, circumfusique armatis cum moeniis pariter concremantur; alii flumen contiguum transnatantes, dum ripa ulterior ascendentes non sustinet, flumine obvolvuntur.* Und Liudprand Antapodosis I, 20. 21, S. 19 und II, 13—15, S. 43f. erzählt ganz ausführlich und anschaulich von Schlachten und Kampfhandlungen an Flüssen, ohne Zitate und ausschmückende Rhetorik, anscheinend ganz realistisch. Vgl. auch Paulus diac. V, 41, S. 207: *Andreae Bergomatis Historia* c. 15, S. 228; Widukind III, 53, S. 112, über die Schlacht an der Recknitz; Lamperti Annales a. 1075, S. 221.

Will man diesen Tatbestand des so vielfach vorkommenden Motivs: 'Schlacht am Flusse' richtig deuten, so ist da mancherlei zu erwägen. Haben etwa alle diese Berichterstatter sich wahrheitswidrig ausgedacht, daß die jeweils von ihnen zu berichtenden Schlachten an einem Flusse stattgefunden hätten, nur um irgendwelche Schulredensarten (*multo plures* . . usw.) ohne jeden Wirklichkeitsgehalt anbringen zu können? Dagegen spricht doch schon, daß gerade in die fraglichen Bibelverse das Wasser, der Fluß frei und abweichend eingesetzt sind (in Josua 10, 11 ist vom Tode durch Steinigen die Rede, in II. Reg. 18, 8 vom Tode *in saltu*), daß sie nicht aus dem stilistischen Vorbild entnommen sind. Und haben nicht viele der geschilderten Schlachten nachweislich, nach der Übereinstimmung vieler Quellen, tatsächlich an Flüssen stattgefunden? Hängt das nicht vielleicht real damit zusammen, daß für das mittelalterliche Heer nach damaligen Verkehrsverhältnissen die gesamte Zufuhr aller Bedürfnisse und der Nachschub viel leichter zu Wasser als zu Lande zu bewerkstelligen war, daß darum, wenn irgend möglich, ein Wasserlauf zur Operationsbasis gemacht wurde? Drückt sich nicht etwa in der häufigen Behauptung, es seien viel mehr Mannschaften in einem Wasser ertrunken

als durchs Schwert umgekommen, der Niederschlag der Tatsache aus, daß das in Wahrheit sehr häufig vorgekommen ist und erst darum und auf der Grundlage der Wirklichkeit zur stehenden (und evtl. schematisch angewandten) Phrase werden konnte? Mischen sich also nicht in jedem Bericht mannigfache Elemente der Wirklichkeit und der rhetorischen Phraseologie, so daß es schwierig und meistens wohl nach mittelalterlichen Verhältnissen unmöglich ist, sie reinlich und mit genauer Bestimmung der Anteile voneinander zu scheiden? — Man kann wohl unterscheiden, welcher Schriftsteller sich mehr schematisch und welcher weniger schematisch ausdrückt¹ und kann vermuten, daß die mehr schematische Schilderung weniger Wirklichkeitswert hat, mehr dem Bestreben nach bloßer rhetorischer Ausschmückung ihren Ursprung verdankt. Aber schon die letzte Vermutung ist keineswegs unbedingt sicher und zuverlässig, der Tatbestand bedarf in jedem einzelnen Falle der genauesten Untersuchung und Nachprüfung; und auch dann wird sich der beiderseitige Anteil des Rhetorischen und des Realen sehr häufig nicht bestimmen, der volle Wirklichkeitsgehalt der Schilderung — einfach in Ermangelung anderer, hinreichend genauer Nachrichten — nicht feststellen lassen. So viele Schwierigkeiten bietet in Wahrheit die scheinbar einfache Tatsache des häufigen Vorkommens einer anscheinend oftmals schematischen Schilderung des Motivs: Schlacht am Flusse.

Ein anderes Beispiel, das etwas stärker den Anteil des Schematismus, aber auch dabei einen mitwirkenden Einfluß von Realität zeigt, sei hier noch kurz dargelegt. Es ist bekannt, daß die Vita Martini des Sulpicius Severus die wohl am stärksten als Vorbild wirksame Lebensbeschreibung des Mittelalters gewesen ist; man kann Sätze und Wortgruppen aus ihr in allen möglichen mittelalterlichen Quellen — keineswegs etwa nur in erbaulichen Viten — finden, und dabei ist es mannigfach sonderbar und beim ersten Anschein schwer zu begreifen, warum sich der mittelalterliche Zeitgeschmack manche bestimmte Sätzchen und Wortgruppen,

¹) Im obigen Beispiel zeigt sich das etwa darin, ob er den Namen des Flusses, an dem die Schlacht stattgefunden hat, kennt und nennt oder nicht. Die Nennung — wenn sie richtig ist — ist immerhin schon einigermaßen ein Anzeichen für eine etwas konkretere Kenntnis der Dinge. Zweifelhaft ist schon, ob auch die Erwähnung besonderer Umstände, wie etwa der behaupteten Überschwemmung bei Beda III, 24 — ebenso zu werten ist; denn solche Umstände können aus äthiologischen Gründen erdacht sein. — Vgl. noch den Nachtrag unten S. 387.

die uns zumeist als ganz gleichgültig und bedeutungslos erscheinen, zur besonders häufigen Benutzung ausgesucht hat. Z. B. sagt die Vita Martini 2, 5 vom erzwungenen Militärdienst ihres Helden, er habe ihn geleistet: *uno tantum servo comite contentus, cui tamen versa vice dominus serviebat, adeo ut plerumque ei et calciamenta ipse detraheret et ipse detergeret, cibum una caperent, hic tamen saepius ministraret*. Davon finden sich die hier gesperrt gedruckten Worte auffallend oft benutzt, ich gebe hier nur einige mir augenblicklich verfügbare Beispiele.¹ Widukind I, 29, S. 36 sagt über Odo von Franzien, daß er infolge eines großen Normannensieges berühmt geworden und als der zweite Mann des Reiches nach dem König erachtet worden sei, *cum* (obwohl) *ad eum venerit uno tantum servulo comite contentus*; das wird man hier, wenn der Sache irgendeine Realität zugrunde liegt, als ein verhältnismäßig geringes Gefolge deuten. Lampert von Hersfeld behauptet von Anno von Köln zum Jahre 1075 in seinem ausführlichen Nachruf auf ihn²: *Pernoctabat plerumque*

¹) Ich habe die Sammlung solcher Beispiele — auch der oben behandelten für die 'Schlacht am Flusse' — vor allem in den Jahren von etwa 1904—09, in der Zeit meiner reinen Monumententätigkeit vor der Habilitation, betrieben und da viele Monumentenbände und andere Quellensammelwerke mit zahlreichen Quellen systematisch durchgearbeitet. (Vgl. meinen Aufsatz: Vom patristischen Stil in der Literatur, besonders in der Geschichtschreibung des Mittelalters. In dem Bande: Geschichtliche Studien ALBERT HAUCK zum 70. Geburtstage dargebracht Leipzig 1916, S. 25—33. Eine Behandlung anderer Motive in der gleichen Weise auf der Grundlage der gleichen Sammlungen siehe in meinem Aufsatz: Anti-asketische Äußerungen aus Deutschland im 11. und beginnenden 12. Jh. In dem Bande: Kultur- und Universalgeschichte, Festschrift für WALTER GOETZ (Leipzig/Berlin 1927), S. 35 bis 52). Aber im weiteren Verlauf meiner Arbeiten für Universität und Lehrtätigkeit war es mir nicht möglich, diese Sammeltätigkeit so systematisch, wie wünschenswert und erforderlich gewesen wäre, fortzusetzen und durchzuführen. Ich kann nur sagen, daß mir nicht wenige der von mir als schematisch erkannten Phrasen späterhin noch in vielen anderen Quellen begegnet sind, die ich dann aber in den meisten Fällen nicht mehr exzerpiert und systematisch verarbeitet habe. Auch für die hier von mir behandelten Motive ist also das beigebrachte Material sicherlich lückenhaft, die etwaigen weiteren Beispiele könnten beleuchten, wie stark sich gerade bestimmte immer wiederkehrende Motive der mittelalterlichen Anschauungsweise einoder aufgeprägt haben. ²) Ed. HOLDER-EGGER, SS. rer. Germ. p. 243. Zur Kritik der Stelle vgl. HOLDER-EGGER, Praefatio p. X, N. 4.

in orationibus et per ecclesias, uno tantum puero contentus comite, nudis pedibus discurrebat. Der Verfasser der Vita Annonis hat das nicht wörtlich zu übernehmen gewagt, sondern geschrieben¹: *Pernoctabat plerumque in orationibus et per aeclesias paucis ac certis comitibus, interdum uno tantum puero contentus, discurrens nudis pedibus . . flens procedebat.* Bonizo von Sutri schreibt im Liber ab amicis² Buch VI über Cadalus von Parma, als er 1064 besiegt aus Rom in sein Bistum zurückkehrte: *Unoque clientulo contentus, unius iumentum adiumento inter oratores Bercetum egre pervenit*; hier bedeutet die Angleichung Hohn über den kläglichen Aufzug des Besiegten. Hugo von Flavigny³ schreibt über den Bischof Berengar von Verdun, der angeblich — wie so viele der großen, nach außen prunkhaft auftretenden Bischöfe — einsam in seiner Kirche nächtlichem Gebete oblag: *Cui operi dum se una nocte accingeret et uno tantum contentus comite, qui lucernae ei famulabatur officio . . .* Helmold schreibt über das Verhalten des Slavenheirich bei einer Kriegshandlung (I, 36, S. 71): *Avulsusque a sociis, uno tantum contentus servo, venit ad locum . .* Hier bedeutet das Zitat einen Hinweis auf die Heimlichkeit und Gefahr der Kriegshandlung (Späherzug), auf die sich Heinrich, wenn nicht nur mit einem Begleiter, so jedenfalls nur mit wenigen (wenn bzw. soweit die ganze Schilderung überhaupt eine Realität wiedergibt) begeben hat. Was bedeutet nun das ganze Zitat bei der Häufigkeit seines Vorkommens und wie ist es in unserem Zusammenhang zu werten? Besonders oft wird es auf große Kirchenfürsten angewendet, deren in Wahrheit demütige Gesinnung — trotz ihres nach außen und bei allen offiziellen Gelegenheiten prunkenden Auftretens — durch diese Bescheidenheit der Begleitung nur durch einen Kleriker gekennzeichnet werden soll. Wie sehr das Zitat dabei schematisch geläufig war und oft der Realität widersprach, zeigt der Verfasser der an sich durchaus panegyrisch geschriebenen Vita Annonis, der doch das von Lampert bedenkenlos verwendete Zitat nicht unverändert übernommen, sondern charakteristisch geändert und offenbar der Wirklichkeit des Falles Anno etwas mehr angenähert hat. Der gesamte Tatbestand in bezug auf dieses Zitat ergibt, daß seine Verwendung eine Modeströmung in der Geistlichkeit — etwa des 11. und 12. Jh. — zeigt, wonach

¹) I, 5; MG. SS. 11, p. 469.

²) MG. Libelli de lite . . . I, p. 595.

³) MG. SS. 8. n. 365.

die in Wahrheit adelsstolzen und nur mit der turba clericorum auftretenden Bischöfe geschildert werden als von Herzen demütig, wie sie nächtlich einsam im Gebet und in Selbstkasteiung ihre Kirchen durchwandeln, *'uno tantum comite contentus'*. Ob der eine oder andere der großen Herren wirklich solches getan hat, wird sich schwer feststellen lassen — da kommt wieder die gesamte Schreibart und der ganze sonstige Bericht des betreffenden Schriftstellers über jenen Bischof in Frage, nicht nur die eine Phrase; auch könnte ja mancher Bischof solch nächtliches Gebet gerade unter dem Einfluß des Modeideals wirklich gepflegt haben. Sicherlich ist eine Realität, die hier festzustellen ist, die (schematisch beeinflusste) Gesinnung der Schreibenden, und ebenso sicher ist in nicht wenigen Fällen die Gesinnung der Beschriebenen durch die Anwendung des Zitats arg verfälscht und entstellt worden. Aber die Grade der Verfälschung und der Realität festzustellen, das bedarf auch hier in jedem einzelnen Falle sorgsamster Erwägung und Untersuchung und läßt sich nicht ein für allemal in einheitlicher Formulierung mit gleichem Ergebnis wiedergeben.

Fragt man nun, wie J. das von ihm ganz richtig erkannte Problem der Entstellung von Erzählungen mittelalterlicher Geschichtsschreiber durch allgemeine Phraseologie im Falle H.s behandelt, so ist die Antwort sehr leicht und schnell zu geben: für ihn ist jeder Bericht H.s, in dem er irgendein phraseologisches Element entdeckt, irgendeinen Anklang findet, damit erledigt und jedes Wirklichkeitsgehalts beraubt; er scheidet dann sofort als historische Quelle vollständig aus, ist schematische und sinnlos übernommene Nachbildung oder Nachdichtung auf Grund der Vorlage; eine Mitteilung von realen Vorgängen ist von seiten H.s nicht einmal beabsichtigt gewesen, sondern er ergeht sich (nach J.) auf Grund seiner schulmäßig erlernten Vorbilder in freien Dichtungen, die für die Erkenntnis des realen Verlaufs der Dinge im 12. Jh. schlechterdings nichts ergeben. Die Möglichkeit, die J. erst als durchaus mit erwägenswert in Betracht gezogen hat: harmlose Phrasenhaftigkeit, die das Wesen des Ereignisses nicht tangiert, wird von ihm nirgends mehr gestreift, die Aufgabe, aus dem Phrasenhaften das Reale herauszuschälen, überhaupt nicht empfunden. Er steuert überall und sofort auf den Schluß hin, daß H. sich als historische Quelle erledigt, und damit ist für ihn der Zweck seiner Ausführungen über H. erreicht. Das muß hier noch an einigen Beispielen bewiesen werden.

Wenn J. (S. 93 ff.) die Zahlenangaben bei H. analysiert und feststellt, daß sie sehr ungefähr und schematisch, dabei aber meistens sehr übertrieben sind, so kann man dazu bemerken (wie oben S. 344 zu seiner Kritik des Feldzuges von 1164), daß das eine Eigentümlichkeit fast aller Zahlenangaben des Mittelalters, ja auch sehr vieler anderer Zeitalter ist. Sinn für exakte Zahlen ist erst eine Errungenschaft statistischer und anderer exakt wissenschaftlicher Methoden der Neuzeit, und Mangel daran kann man nicht einem einzelnen Schriftsteller der Vergangenheit zum besonderen, ihn angeblich kennzeichnenden Vorwurf machen. Darüber hinaus ist zu sagen, daß mehrere Beispiele J.s nicht stimmen und nicht beweisen, was er will. Er sagt (S. 94): 'In Mecklenburg wurde (I, 88, p. 173) *multitudo populorum* angesiedelt, nach II, 2, p. 192 wurden sie alle getötet, nach II, 3, p. 194 sind es „an 70 Tote“! Die Zahlen und Stellen stimmen, mit einer Ausnahme; die 70 Toten (Krieger) finden sich nur in Mecklenburg, die *multitudo populorum* war angesiedelt in *Mikilinburg et in omnibus terminis eius*. Ein Forscher, der nicht H. etwas am Zeug flicken, sondern aus seinen Angaben lernen und entnehmen will, würde sich über die exakte Angabe von 70 Toten (Kriegern) in Mecklenburg freuen; er würde schätzen, daß in der Umgebung vielleicht die doppelte Zahl (vielleicht mehr) als in der Stadt selbst angesetzt wurde, zusammen vielleicht 200 Familien von Flandern in und um Mecklenburg (was rund 1000 Menschen ergeben würde). Er würde versuchen, solche Zahlen an anderem Material nachzuprüfen und sich so genaueren und begründeten Zahlen irgendwie anzunähern, er würde damit nützliche und förderliche Arbeit leisten. Für J. liegt das Ergebnis seiner — z. T. auf falschen Behauptungen gegründeten — Arbeit nur in dem abschließenden Ausrufungszeichen, mit dem er H. als unzulänglich und unbrauchbar kennzeichnen will, jede weitere Arbeit unterläßt er. Schlimmer steht es noch um sein folgendes Beispiel (S. 94). 'In heißer Schlacht messen sich Deutsche und Slaven, *pauci contra innumeros*, trotzdem siegen die Deutschen nicht nur, sondern — töten 12000 Slaven im Kampf'. Hier muß es heißen: 'messen sich Deutsche und Römer', denn die zitierten Angaben stehen bei H. II, 10, S. 208 (J. gibt die Stelle, auf die er sich bezieht, nicht an) und beziehen sich auf die Schlacht bei Tusculum im Jahre 1167! Da gibt aber der eigene amtliche Bericht Reinalds von Dassel¹ 9000 gefallene

¹) Vgl. GIESEBRECHT, KZ.⁵ V, 537—540; VI, 464 ff.

Römer an (übertreibend), andere Quellen noch viel mehr! Ehe J. hier H. Vorwürfe macht, sollte er erst einmal selber richtig zitieren und dann die gesamten Tatsachenverhältnisse objektiv — nicht voreingenommen! — nachprüfen. Aus seinen ganzen Ausführungen über H.s Zahlenangaben, seine 'Virtuosität in Erfindung übers Maß gesteigerter Bestimmungen und Beschreibungen' (S. 95) ergibt sich wenig Greifbares und nichts Haltbares an wirklich begründeten Vorwürfen gegen H. Daß mittelalterliche Schriftsteller im Tatsächlichen zu übertreiben pflegen, weiß man, würde man H. wahrhaft sachgemäß und kritisch untersuchen, so würde sich ergeben, daß er viel weniger übertreibt, viel mehr nüchtern-tatsächlich ist als mancher andere Schriftsteller. Aber solche wahrhaft eindringliche und die Gesamtheit der in Betracht kommenden Umstände berücksichtigende Untersuchung liegt J. vollkommen fern.

Er gibt dann (S. 96—108) längere Ausführungen über angebliche Biblisierung und biblische Vorbilder bei Helmold, die den betreffenden Nachrichten immer den Realitätswert nehmen sollen; diese Ausführungen sind sehr diffus, im einzelnen meist unhaltbar, würden aber zur Widerlegung ein eigenes Buch erfordern, das viel besser ungeschrieben bleibt. Ich greife hier nur einen Punkt heraus, J. S. 100: 'Indessen ist die bei Helmold häufige Wendung *'ab eo tempore . . . usque in hodiernum diem'* biblischer Herkunft und besaß für ihn nicht den Sinn einer genauen chronologischen Bestimmung'; vgl. auch J. S. 64/65 über das Fehlen des *sensus chronologicus* bei H. J. will mit dieser Deutung solcher Stellen die Schlüsse hinfällig machen, die v. BRÉSKA daraus auf die Zeit, in der H. die beiden Bücher seiner Chronik abfaßte, zog. Der einzige Beweis, den er für diese (m. E. abstruse) Deutung bringt, ist die eine Stelle H. I, 8, S. 19 über das Wüten der Ungarn, deren *signa . . . ad nostram duraverunt etatem*, aus Adam I, 53 (55). Solche uns wunderbar erscheinende Herübernahmen aus älteren Schriftstellern finden sich oft in der mittelalterlichen Geschichtschreibung und sind natürlich auch von der deutschen Forschung längst bemerkt worden, freilich nicht in dem Sinne, daß man daraus sogleich auf die volle Irrealität aller Angaben solcher gelegentlich auch unverständig abschreibender Schriftsteller schließen darf. Hier im Falle H.s darf man die Irrealität der Herübernahme noch nicht einmal so unbedingt behaupten! Die Franzosen haben im Jahre 1689 die Pfalz zerstört, und die Ruine des Heidelberger Schlosses zeugt noch heute, nach

rund 250 Jahren, von ihrem Wüten! Ebenso die neuen ergänzten Teile am Speyerer Dom, die Tatsache, daß in der Stadt Speyer nicht ein altes Haus (aus der Zeit vor 1689) steht! Wer will denn heute genau wissen, welche *signa furoris Ungrorum* Adam um 1075 im Auge hatte, und welche noch Helmold bis um 1170 (in Bremen? in Sachsen? am Rhein?) erkennen konnte? Also dieser einzige Beweis für die Sinnlosigkeit der Entlehnung bei H. ist noch nicht einmal sicher! Und die übrigen Darlegungen über die Bedeutungslosigkeit und Unbestimmtheit von Zeitangaben bei Helmold? Sie lassen die Tatsache völlig unbeachtet, daß meine Ausgabe die Erzählungen H.s Seite für Seite am Rande und in den Anmerkungen auf Grund aller anderen bekannten, jeweils einschlägigen Tatsachen und Quellen mit Zeitangaben versieht und begleitet, daß sich daraus ein im ganzen recht wohlgeordnetes und der Wirklichkeit des Ablaufs der Ereignisse entsprechendes Fortschreiten der Erzählung ergibt! Ist das etwa ein Zufall? Spricht das vielleicht dafür, daß Zeitangaben bei H. nicht den 'Sinn einer . . chronologischen Bestimmung' haben? J. sagt (S. 100): 'den Sinn einer genauen chronologischen Bestimmung', aber da ist verschiedenes zu erwägen. H. als mittelalterlicher Schriftsteller lebte nicht am Sitze einer großen zentralen Bibliothek mit Tausenden von gedruckten Büchern (Handbüchern), wo er nur nachzuschlagen brauchte, um festzustellen: im Jahre so- undso war die Schlacht bei X, im Jahre soundso wurde Vicelin (oder sonst wer) geboren, von da bis da regierte der oder jener — wir haben es da leicht, auf Grund mehrhundertjähriger Forschung, auf Grund von Handbüchern und Tabellen jeder Art, mit dem DAHLMANN-WAITZ und anderen solchen Hilfsmitteln Dutzende und Hunderte von beliebigen geschichtlichen Tatsachen verhältnismäßig leicht festzustellen. Wenn ein moderner Forscher so erzählen wollte wie H. und die mittelalterlichen Geschichtschreiber im allgemeinen, so würde man ihm mit Recht Mangel an Zeitsinn und Genauigkeit, Zurückgebliebensein hinter den Ergebnissen der historischen Wissenschaft vorwerfen. Aber ein mittelalterlicher Chronist des 12. Jh. auf dem Dorfe? Es ist ein ungeheuerlicher Mangel an Fingerspitzengefühl für die Realitäten, das J. bekundet, wenn er H. alle diese Vorwürfe macht. Man prüfe H.s Erzählungen an der Hand der Zeitbestimmungen meiner Ausgabe nach. Man wird da mancherlei Schwierigkeiten im einzelnen und Gelegenheit zu Untersuchungen finden, aber im ganzen nur ein ganz

verständiges und im wesentlichen richtiges Fortschreiten der Erzählung feststellen können, so gut es bei Aufzeichnungen rein aus der Erinnerung und nach Erzählungen über Zeiten, die bis zu 100 Jahren zurückliegen, möglich ist. J.s Vorwürfe und angeblich kritische Feststellungen sind völlig ungerecht, abwegig und verständnislos.

Also weder die volle und besondere Irrealität der Zahlenangaben noch der Zeitangaben bei H. ist bewiesen oder beweisbar. Nun die Biblisierung des Textes, die Beweise dafür, daß H.s Erzählungen inhaltlich biblischen Vorbildern nachgebildet sind und keinen eigenen Wirklichkeitsgehalt haben. Sie finden sich, nach mancherlei verstreuten vorläufigen Beispielen, in eigener ausführlicher Behandlung vorwiegend auf S. 108ff. ('Welches ist nun der Sinn der Bibelzitate Helmonds?' usw.), und sind fast durchweg grotesk, überhaupt nicht ernst zu nehmen. Dieser Teil mit eigentlichen Beweisen reicht bis etwa S. 123 (Abschnitt 1), es ist fast schwer, die Unsinnigkeit dieser Beispiele und angeblichen Beweise in nicht allzu umfangreichen Ausführungen zu zeigen. S. 112 bei J. beginnt Spaltendruck, und S. 112/113 soll zeigen, daß die Geschichte des Slavenheinrich bei H., wie schon SCHIRREN wollte, ganz unwirklich ist und nur auf der Benutzung von allerhand biblischen Wendungen beruht. J. stellt zusammen bei H. in der Erzählung vorkommende Verse und Ausdrücke aus dem Buche Esther, Deuteronomium, den Psalmen, Proverbia, II. Reg. 18, er bringt sie in die Reihenfolge der Erzählung bei H. und folgert daraus (S. 113): 'es ist nach meiner Ansicht unmöglich, die Wahrheit aus den Tatsachen seiner (H.s) in Parallelität zum zweiten Buch der Könige geformten Erzählung herauszuschälen'. Es ist wirklich unmöglich, die Unsinnigkeit dieses Schlußverfahrens mit so vielen Worten zu erläutern, wie notwendig wären, um die Einzelbeweise zu sichern. Bis von ernsthafter wissenschaftlicher Seite das Gegenteil verlangt wird, muß ich es ablehnen, mit solchen Gegenbeweisen Papier zu verschwenden. Parallelen zur Erläuterung dessen, was man mit solcher pseudowissenschaftlichen Methode beweisen könnte, vergleiche man unten S. 371 f.; ich füge zunächst noch ein paar Worte über die weiteren Vergleichen J.s hinzu. Die Geschichte Heinrichs IV. bei H. (J. S. 114) soll in ihrer Realität durchaus 'nicht feststellbar' sein, weil sie weitgehend biblisiert, an die Geschichte von David und Absalom angeglichen ist. Aber ist Heinrich IV. nicht etwa wirklich von seinem Sohne

(in Bökelheim), nach zahlreichen und ausreichend genauen Quellen (darunter seinen eigenen Briefen!) gefangen und zur Abdankung genötigt worden? In diesen anderen Quellen haben wir doch das völlig ausreichende Mittel, um das biblische und gesamte rhetorische Element der Darstellung bei H. auszuschneiden und den zugrunde liegenden Kern der Tatsachen zu erkennen, auch zu erkennen, daß die Grundzüge der Erzählung bei H. ganz richtig, nur stilistisch rhetorisch gefärbt sind! Will J. etwa große und hinreichend bezugte Tatsachen der deutschen Geschichte aus der Welt schaffen und damit beweisen, daß aus den Erzählungen H.s und anderer m.a. Geschichtschreiber nichts Reales zu entnehmen ist? Aber weiter die Schilderung der Macht Heinrichs des Löwen (J. S. 114 ff.) mit Bibelstellen (die ich in der Ausgabe nachgewiesen habe, vgl. weiter unten S. 380). J. ergeht sich in Ausmalung der Verlegenheit der Gelehrten, diese Schilderung zu deuten, und erkennt sie in Wahrheit als 'nur eine eigenartige Entlehnung aus der Bibel'; ist der Schilderung und Ansicht H.s deswegen irgendwie der Realitätswert genommen, weil er seine Ansicht biblisch ausgedrückt hat? Aber weiter, J. kommt nun zur Schlacht bei Demmin-Verchen (S. 116 ff.), deren so 'vortreffliche' Tatsachenanalyse durch J. ich bereits oben (S. 344 ff.) behandelt habe. J. weist nun weiter nach, daß in H.s Schilderung eine Anzahl Stellen aus dem Buche Judith benutzt ist, und kommt damit zu dem Ergebnis, daß die ganze Erzählung bei H. überhaupt keinen Wirklichkeitswert hat, einfach aus der Geschichte zu streichen ist.

Das ganze Verfahren ist so unsinnig, so vollständig unterhalb jeder Diskussionsmöglichkeit stehend, daß ich es nur durch ein paar Parallelen, die ich vorschlagen möchte, erläutern kann.

1. Die englischen Puritaner des 17. Jh., Cromwell und seine Leute drücken sich in allen ihren Äußerungen aufs stärkste biblisch, und zwar vor allem alttestamentlich aus, geben sich biblische Namen, bezeichnen ihre Schlachten und gesamten Handlungen mit alttestamentlichen Namen und Beispielen. Schluß: es hat nie eine englische Revolution des 17. Jh. gegeben, der englische König ist nie hingerichtet worden, oder das ist zum mindesten ganz unerkennbar, weil es alles aus der Bibel entlehnt und gefärbt ist.
2. Die bürgerlich-politische Literatur des 19. Jh. ist durchsetzt mit Zitaten aus Schiller und Goethe, besonders etwa aus Schillers Räubern, Don Carlos, Fiesco, Wallenstein, Tell, im Sinne der Beleuchtung von Kämpfen der Völker um ihre Freiheit, gegen

Fürstenwillkür und 'Tyrannenmacht'. Schluß: es hat niemals Revolutionen von 1830 und 1848 gegeben, keine Kämpfe der Völker gegen fürstlichen Absolutismus, oder das ist zum mindesten völlig unerkennbar, weil die Überlieferung darüber durch und durch literarisch gefärbt ist. So hat auch nach J. die Kolonisation des deutschen Ostens niemals stattgefunden, weil die Überlieferung darüber bei H. ganz und gar biblisiert ist. Man kann allgemein sagen, daß es wohl kaum eine große Bewegung in der Weltgeschichte gibt, die nicht ein starkes ideelles Element in sich birgt, nicht mit irgendwelchem vorhandenen Gedankengut verwandt ist, sich darauf stützt. Man denke an die deutsche Reformation und das in allen ihren Schriften und Äußerungen reich benutzte biblische Gedankengut (Babylon, der Antichrist usw.), an die Hussiten und ihren Berg Tabor und die ganze Biblisierung der Dinge bei ihnen. Man könnte in J.scher Auffassung wieder einmal so ziemlich die ganze Weltgeschichte als eine fable convenue erweisen, die in Wahrheit nur aus literarischen Quellen und Einfällen stammt, in beliebiger Anwendung aus Bibelversen, Äußerungen der Aufklärung, von Schiller, Goethe und solchen Leuten zusammengesetzt ist. J. begnügt sich damit, das nur für H. und die deutsche Kolonisation des 12. Jh. zu 'beweisen', und da ist es denn allerdings gerade so richtig oder vielmehr gerade so falsch, wie es in all den anderen, hypothetisch von mir vorgeschlagenen Fällen sein würde.

Auf S. 119—123 kommt J. nun darauf zu reden, daß das hervorragendste Beispiel der Biblizierung bei H. die 'Erzählung von der Kolonisation und Besiedlung Wagriens' ist, 'd. h. jenes Teils der Grenzlande, deren tatsächliche Kenntnis niemand H. abstreiten¹ dürfte'. 'Nirgends tritt daher die Geringschätzung der Wirklichkeit so deutlich zutage, wie gerade bei dieser Episode. Die Tatsache der Besiedlung ist für H. nur das Grundgewebe, der Kanevas, auf den er seine biblischen Bilder stickt, wobei ihm als Muster die Verteilung der Stämme Israels im verheißenen Lande dient, und wobei er den Zeitgenossen H.s, die historische Person des Grafen Adolf, in ein legendares Gewand kleidet, um seinem biblischen Prototyp Josua, der ebenfalls „Kolonisator“ ist, zu entsprechen'. Die Beweise für die Kernthese an dieser Hauptstelle der Untersuchung bringt der sonst so redselige J. recht bescheiden

¹) Welch sonderbares Zugeständnis bei J.!

auf nur $3\frac{1}{2}$ Seiten unter, und sie sind auf demselben Prinzip aufgebaut, im einzelnen so unsinnig und unhaltbar wie alles Bisherige. Um mit J. zu reden (S. 120): 'Es lohnt sich nicht, ein Wort darüber zu verlieren', daß der ganze Beweis undurchführbar und mißlungen ist, daß es unmöglich ist, die Fülle realer Tatsachen und Angaben, die bei H. durchscheinen und das Gewebe der Erzählung durchsetzen, ja vielmehr recht eigentlich bilden, durch den in stilistischer Hinsicht auch als Vorbild benutzten Text der Bibel zu erklären und sie damit als historische Fakta aus der Welt schaffen zu wollen.

S. 123 ff. kommen bei J. nun wieder neue allgemeine Erwägungen über stilistische Abhängigkeiten, Schulschematismus mittelalterlicher Geschichtschreiber, und S. 125—160, bis zum Schluß des Abschnittes II verdichtet sich das zur Erörterung des Themas der Selbstwiederholungen bei H. J. stellt eine große Anzahl von Stellen zusammen, an denen H. bei Schilderung ähnlicher Situationen, Tätigkeiten, Persönlichkeiten usw. sich gleicher oder ähnlicher Worte, Sätze und Ausdrucksweisen bedient hat; es sind gleichartige Motive, die gleichartig ausgedrückt sind. Auf einen großen Teil dieser Selbstwiederholungen habe ich in der Ausgabe durch Anmerkungen aufmerksam gemacht, einen anderen Teil trägt J. neu nach. Er schließt aus seinen wieder in Kolumnendruck gebrachten Stellen, daß es wieder schematische Anschauungen sind, die sich H. bei jeder gegebenen Gelegenheit und leisesten Veranlassung von selbst aufdrängen, die ihn bei seiner Unfähigkeit realistischer Gestaltung in ihren Bann zwingen, das Bild der Dinge nach seinen vorgefaßten Anschauungen verfälschen. Alle solche Wortgleichheiten oder Ähnlichkeiten, wo immer sie vorkommen, geben J. nur ein immer neues, willkommenes Beweismaterial dafür, daß auch alle diese Stellen mit allen diesen Schilderungen völlig unreal sind, nur dem schematisch gestaltenden Geiste H.s entstammen und keinerlei Wirklichkeitswert haben, aus der Geschichte völlig zu streichen sind. Dazu ist zu bemerken, daß ein erheblicher Teil dieser Parallelen in der Tat, wie J. selber sagt (S. 134), 'geringfügig' ist, nichts ergibt; der größte Teil ist, wie bereits bemerkt, nicht nur bei mir, sondern auch schon von LAPPENBERG bereits nachgewiesen, nur haben LAPPENBERG und ich nicht die Schlüsse wie J. aus dem Material gezogen; nur einen kleinen Teil hat J. neu beigebracht. Von diesem ganzen Material der Selbstwiederholungen und typischen

Wortgruppen bei H. gilt nun bezüglich der J.schen Verwertung davon das gleiche wie für seine Verwendung der Nachweise der Entlehnungen aus der Bibel und sonstigen Schriftstellern: deswegen weil gleiche und ähnliche Dinge bei H. an verschiedenen Stellen gleich und ähnlich ausgedrückt werden, verlieren sie doch nicht sogleich ihren Wirklichkeitscharakter und Gehalt. Es ist möglich, daß die eine oder andere Realität, die H. vielleicht nicht sehr genau gekannt hat, von der er nur Ungefähres gehört hat, sich ihm in einer Form, nach Analogien darstellt, die die Wirklichkeit des Vorganges (wie wir ihn nach anderen genaueren, besser unterrichteten Quellen kennen) vielleicht etwas entstellt und schematisch beeinflusst. Das muß aber jedesmal erst im einzelnen (mit Hilfe solcher anderer, besserer Quellen!) bewiesen werden, aus der bloßen Analogie der Worte und der Darstellungsweise bei H. allein folgt das noch keineswegs. H. schildert (J. S. 135 f.) Ergebungen auf Gnade und Ungnade in gleichbleibender Weise; er sagt von den Slaven und Heinrich dem Löwen (I, 68, S. 128): *dederuntque ei pro vita simul et patria, quicquid exigere voluisset*, und von Hartwich I. von Stade und den Friesen (II, 6, S. 202): *et dederunt ei pro suimet redemptione, quod postulati fuissent*, und von Friedrich I. und den Römern (II, 10, S. 208): *dederuntque ei pro vita simul et patria, quicquid postulati fuissent*, und von König Waldemar und den Ranen (II, 12, S. 211 f.): *dederunt . . pro sui redemptione, quicquid rex imposuisset*. Sind wegen dieser Gleichheit der Ausdrucksweise nun nicht die Slaven von Heinrich dem Löwen gebändigt, die Friesen von Erzbischof Hartwich bekämpft, die Römer von Friedrich I. besiegt und die Rügener von Waldemar I. unterworfen worden? Was besagt denn der Hinweis auf die Gleichheit von H.s Ausdrucksweise anderes als daß er nicht die genauen Bedingungen der Unterwerfung, das genaue Ausmaß des Sieges im einzelnen Falle gibt? Vielleicht könnte sich bei Einzeluntersuchung herausstellen, daß er das Ausmaß des Sieges im einen oder anderen Falle überschätzt, ihn nach ungefährem Eindruck mit seinem Schema übertreibend geschildert hat. Aber das wäre jeweils zu beweisen, falls überhaupt erforderlich ¹; das J.sche Schlußverfahren: es ist schematisch gleich-

¹) Überdies ist zu diesen und manchen anderen Beispielen dieses Zusammenhanges bei J. zu bemerken, daß doch auch heute kein kritischer Historiker die Erzählung der betreffenden Vorgänge auf die beiläufige Erwähnung bei H. oder sonst einer fernstehenden Quelle be-

mäßig geschildert, folglich hat H. nichts davon gewußt, es ist irreal, aus der Geschichte zu streichen — das ist unmöglich und unannehmbar.

Das ist aber, kurz gesagt, der *modus procedendi* in J.s ganzem weiteren II. Kapitel bis S. 160. Mit immer stärkeren und sich steigernden Ausdrücken folgert er von immer weiteren und größeren Erzählungsgruppen H.s: das ist alles schematisch, irreal, historisch unbrauchbar, keine Geschichts- und Wirklichkeitserzählung, sondern freie Phantasie H.s aus seinem Inneren heraus. So bleibt schließlich nichts mehr übrig, und das Ziel, H. als Geschichtsquelle auszuschalten, ist erreicht.

Es fehlt nur noch die nochmals besondere, ausdrückliche Anwendung dieses Verfahrens auf den besonderen Gegenstand der deutschen Kolonisation, der Verdrängung der Slaven. J. leistet das in seinem kurzen III. Abschnitt (S. 160—168): 'Die slavisch-deutschen Beziehungen in der Schematisierung Helmolds', mehr mit allgemeinen Erwägungen als mit neuen Beispielen und Beweisen, die er ja, soweit das überhaupt möglich war, im Vorhergehenden bereits erschöpfend gebracht hat. Und so kommt er endlich befriedigt zu dem Ergebnis: 'Helmold bedarf, wie wir uns überzeugt haben, in seiner Gesamtheit einer solchen Korrektur. Er ist als Schriftsteller, als Schriftstellertyp, sehr interessant, aber er ist absolut unzuverlässig als Geschichtschreiber. Seine Nachrichten können nur eine subsidiäre Rolle spielen. Das Urteil JAFFÉS' usw., oben S. 323.

Will man aus den oben S. 360 ff. durchörterten Beispielen von der 'Schlacht am Flusse' und der Benutzung der V. Martini bei H. einen richtigeren, zutreffenderen Schluß über ihn als Schriftsteller ziehen, so kann man sagen, daß er entlehnte Stilmuster in der Tat wohl ziemlich reichlich und mit ziemlich genauer Anpassung verwendet, daß das aber niemals so weit geht, daß nicht ein ganz greifbarer, realer und beweisbarer Gehalt seiner Erzählungen übrigbliebe. Die Scheidung dieses realen Gehalts von den Stilmustern hat J. unterlassen, das ist in Kürze der Vorwurf,

gründet, sondern auf die jeweilig dem Ereignis nächsten, ausführlichsten Quellen. Die Forderung auf 'Ausschaltung' H.s in solchen Fällen ist also bei jedem verständigen Historiker längst erfüllt. Für die Nachrichten, für die er Hauptquelle ist, ist aber J. diese Ausschaltung in keiner Weise gelungen, wie die ganzen bisherigen Darlegungen wohl hinreichend ergeben haben.

der ihm zu machen ist. Es mag erlaubt sein, noch ein etwas ausführlicheres Urteil über die Abschnitte II und III von J.s Buch hier abzugeben. Ich kann nicht unterdrücken, daß ich diese Abschnitte je länger desto mehr mit Verdruß und schließlich Entrüstung gelesen habe. Man soll Affekte gewiß nicht in die Wissenschaft einmengen, sie gehören da nicht hinein. Aber seiten- und bogenlange Ausführungen von solcher Oberflächlichkeit, Mangel an Beweiskraft, einseitiger, voreingenommener Herrichtung und Zuspitzung stellen die Geduld eines Lesers, der Zeile für Zeile die erheblichsten Einwendungen zu machen hat, auf eine harte Probe und haben eigentlich keine Existenzberechtigung in der Wissenschaft. Es mag sein, daß J. an alle seine Thesen und Ausführungen selber geglaubt hat, daß die Leidenschaft ihn vollständig verblendet hat; sein Buch ist vielleicht das leidenschaftlichste wissenschaftliche Buch, das ich je gelesen habe. Aber dann kann ich nur sagen, daß dem Grade der Leidenschaft auch der Grad der Blindheit entspricht, und daß J.s 168 Seiten lange Ausführungen über Helmold uns fast gar keine neue und vor allem gar keine haltbare Erkenntnis über diesen so interessanten und wertvollen Schriftsteller gebracht haben.

III.

Ist das nun das volle Endergebnis über J. oder was bedeutet es, daß er uns 'fast' gar keine neue usw. Erkenntnis über H. gebracht habe? Sind vielleicht doch einige Goldkörner aus dem Wust des Falschen und Wertlosen herauszupicken und was können sie uns bieten? Ich muß, um solche Fragen zu beantworten, noch mit einigen Ausführungen auf einen Tatbestand eingehen, dessen Klarstellung ich mit Absicht (vgl. oben S. 325) bis jetzt verschoben habe, auf das Verhältnis J.s zu mir und meiner Arbeit an H.

J. beginnt sein ganzes Buch, wie erwähnt, mit seiner im ganzen sehr ungerechten und unzutreffenden Kritik an der bisherigen deutschen H.-Literatur, besonders mit der Beanstandung, daß die deutsche Forschung es bisher über unzähligen gleichgültigen und überflüssigen, wertlosen Einzeluntersuchungen unterlassen habe, ein Bild des Schriftstellers und des Menschen H. zu zeichnen. Diese Kritik wäre berechtigt, wenn sie richtig wäre; aber es trifft sich unglücklich für J., daß sie tatsächlich nicht zutrifft. Es gibt eine Arbeit über H., die sich eigens mit seiner geistigen Persönlich-

keit und dem literarischen Charakter seines Werkes beschäftigt, das ist ein Aufsatz von mir: Helmold und seine Cronica Slavorum, in der Zs. d. Vereins f. Lübb. Gesch. u. Altertumskunde XIV, 2 (1912), S. 185—235. Ich stellte mir zur Aufgabe (S. 186): 'Eine ästhetisch-literarische Würdigung H.s unter solchen Gesichtspunkten (nämlich nach Art und Richtung seiner Bildung, nach dem Charakter der von ihm überlieferten Nachrichten und dem Werte der Gesamtkomposition der Slavenchronik) fehlt noch durchaus, ein Versuch in dieser Richtung wird als berechtigt und selbst erwünscht¹ gelten dürfen'. Es ist m. E. nachteilig für J.s Buch gewesen, daß er das nicht gewußt, diesen Aufsatz nicht gekannt hat; denn er hätte ihm viel Mühe sparen und zu einer erheblichen Kürzung seiner so sehr umfangreichen Darlegungen führen können.

Ich bin weit entfernt von der Meinung, daß der Herausgeber einer Quelle ein Monopol auf ihr richtiges Verständnis und ihre allein sachgemäße Interpretation habe.² Aber wenn er seine Aufgabe nicht ganz und gar verfehlt, so wird er immer auch Beachtenswertes über seine Quelle zu sagen haben, und nachfolgende Forscher werden gut tun, sich mit den Ansichten des Bearbeiters auseinanderzusetzen, auch wenn sie sie ablehnen. Hätte nun J. etwa nichts in meinen Ausführungen über H. a. a. O. finden können? Er hätte eigentlich mit Begeisterung danach greifen sollen, denn es ist recht merkwürdig, wie weitgehend meine Auffassung und Beurteilung H.s richtungsgemäß mit der seinen übereinstimmt. Welches Bild J. von H. zeichnet, habe ich oben (S. 327 f.) wiedergegeben: naiv, beschränkt, einfältig, ein Pfarrer vom Lande usw. Was aber sage ich zu diesen Punkten? S. 223: (H.) . . 'weiß genau, was er will, und was er kann, und sein Programm: in Einfalt den Schatz der in Schriften niedergelegten Geheimnisse vermehren, hat er in jedem Worte erfüllt. Auch was die Einfalt anbetrifft! Man darf sich nicht verhehlen,

¹) In einer Anmerkung zu diesem Wort teile ich in dem Aufsatz mit, daß mir die Anregung zu ihm aus einer Aufforderung des Herausgebers der Zs., CHRISTIAN REUTER in Lübeck, stammte. Ich möchte auf die Urheberchaft dieses Gedankens und der Problemstellung durch den um die Lübeckische Geschichte eifrig bemühten Mann, der im Weltkriege gefallen ist, auch jetzt wieder nachdrücklich hinweisen.

²) Vgl. die Ausführungen von K. ZEUMER über ein gleichartiges besonderes Problem, die man allgemein fassen könnte, im NA. 30 (1905), S. 716—719, besonders S. 718 f.: Zur Herkunft der Markulfischen Formeln. Eine Antwort an G. CARO.

es sind große Naivitäten in H.s Darstellung enthalten; namentlich wenn sie zu den Großen der Welt, zu Kaisern, Königen und Päpsten kommt. Da hat H. manchmal die wunderbarsten Vorstellungen.' Und S. 235: 'Wie es in den Palästen der Könige zugeht und man sich da benimmt, wußte der Stiftsbruder und Landpfarrer nicht, in ihre geheimen Pläne und leitenden Gesichtspunkte haben ihn die Großen der Welt nicht eingeweiht.' Hätte J. das nicht begrüßen sollen? Und noch in einem zweiten Gedanken und dazu gehörigen Beobachtungen begegnet sich J. mit mir. Er erörtert (S. 6ff.) die mündlichen Quellen H.s für sein Werk an zeitgenössischen Gewährsmännern, untersucht, welche Nachrichten etwa Gerold und Vicelin sowie anderen direkt genannten Augenzeugen zu danken sind. Ganz gleichartige und manchmal fast wörtlich ähnliche Ausführungen konnte er bei mir (S. 217ff. 226ff.) lesen, wo ich nur noch schärfer als J. betone, daß die überwiegende Masse von H.s Nachrichten von einfachen Leuten stammt, nicht in intime Geheimnisse der Politik einführt, überwiegend nur Dinge bietet, die damals jeder Mitlebende wissen und in Gesprächen über Tagesereignisse erfahren konnte (bei mir S. 228). Ziehe ich darum den Schluß, daß diese Nachrichten für uns keinen Wert haben und eliminiert werden sollten? S. 229: 'Man darf die Slavenchronik wegen des dargelegten Charakters ihrer Nachrichten und wegen der Naivität ihres Verfassers in politischen Dingen nicht unterschätzen. Hätten nur viele mittelalterliche Chronisten in solcher Weise wie Helmold aufgezeichnet, was damals jeder wußte, dann wüßten wir heute mehr. Und man stelle sich einmal vor, die Zeitungen existierten heute nicht, und es versucht jemand, die Zeitgeschichte bzw. eine längere, große historische Entwicklung durch Erkundigungen und Aufmerksamkeit auf alles, was er erfährt, zu überliefern, so sieht man, wie schwer es ist, ein solches Werk wie die Slavenchronik zustande zu bringen, welche energische Arbeit schon rein an äußerer Sammeltätigkeit darin enthalten ist.' Und im Anschluß an den oben wiedergegebenen Satz: 'Wie es in den Palästen der Könige zugeht' usw. fahre ich fort: 'Aber wie der Lauf der ganzen deutschen Geschichte von Karl dem Großen bis auf seine Zeit gegangen ist, wie dieser Verlauf fördernd oder hemmend auf das von ihm mit ganzer Seele erstrebte Ziel der Gewinnung des ostelbischen Landes für Christentum und Sachsentum gewirkt hat, das hat er mit seltener Abstraktionskraft und Gestaltungsgabe

herausgearbeitet. Es ist eine selbständige und richtige Auffassung deutscher Geschichte und der deutschen Kolonisationsgeschichte bis 1170, die uns bei H. entgegentritt, und selbständige Geschichtsauffassung und -verarbeitung sind ein Besitz und eine Fähigkeit, die wir im Mittelalter nur bei wenigen reifen Geistern treffen. Helmold hat, „ungeachtet seiner Einfalt“ — soweit es gewisse Seiten des Lebens betrifft — aber doch erheblich „den Schatz der in Schriften niedergelegten Geheimnisse vermehrt“, eine Fülle wertvollen und richtigen Wissens ist uns nur durch ihn überliefert, und seine Auffassung der deutschen Kolonisationsgeschichte bis 1170 ist in allem Wesentlichen richtig und gültig bis auf den heutigen Tag.’ Ich komme also, auf der Grundlage z. T. ganz gleicher Beobachtungen und Anschauungen wie J., zu einem völlig entgegengesetzten Gesamtergebnis. Die Argumentation, die mich zu meinem Ergebnis führt, mag man in meinem Aufsatz nachlesen und mit J.s Argumentation vergleichen. Ich glaube, daß die meinige gerechter ist und zu einem richtigeren Ergebnis führt. Ich habe von seinen Ausführungen den Eindruck, daß er, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade ausschüttet, daß er dauernd nur beabsichtigt, H. zu widerlegen, zu entkräften, unmöglich zu machen. Er wirft der deutschen Forschung ihre angebliche Leidenschaftlichkeit für oder gegen H. vor, aber ein leidenschaftlicheres Buch als das seine — gegen H. — ist wohl schwerlich jemals geschrieben worden. Ich glaube, er hätte seine Ausführungen sehr abkürzen können, wenn er meinen Aufsatz gekannt hätte, wenn er seine auf der Grundlage gleicher Beobachtungen ruhenden, ihm ganz entgegengesetzten Schlüsse mit den meinigen verglichen, an ihnen geprüft hätte. Hätte er dann mein Schlußverfahren — in reinlicher, exakter Beweisführung — widerlegt, so hätte ich mich ihm — eventuell — anschließen können. So aber scheint es mir, daß nunmehr ich sein Schlußverfahren widerlegt habe und er einen viel zu großen, überflüssigen Wust von Einzelheiten aufgehäuft hat, die schließlich alle nicht das beweisen, was sie sollen. Er hätte vieles kürzer, klarer durchgearbeitet und deutlicher sagen können, seine Arbeit macht, abgesehen von ihrer tendenziösen Haltung, vielfach den Eindruck, trotz der langen Zeit, die er nach eigener Mitteilung im Vorwort (S. IX) darauf verwandt hat, nicht voll ausgereift und durchgearbeitet zu sein.

Ein wenig Tendenz scheint mir doch auch in der Art zutage zu treten, wie J. mich teils direkt, mit offenen Worten, teils in-

direkt mit Andeutungen behandelt. Man mag hier folgendes bedenken. J. trägt ein scharf ausgeprägtes, überscharf zugespitztes Urteil über H. vor, er benutzt dabei meine Ausgabe, deren Einleitung und Anmerkungen ein ganz anderes Urteil des Herausgebers über H. erkennen lassen und vortragen als das J.s ist. Anscheinend wollte er dem nicht offen entgentreten, eine direkte Polemik gegen mich vermeiden; aber daß der Bearbeiter der letzten, im allgemeinen und auch von J. als wissenschaftlich anerkannten Ausgabe so ganz anderer Meinung war als er selber, konnte ihm doch unangenehm sein; damit ist es vielleicht zu erklären, daß er mein Urteil und meine Stellungnahme durch die ganze Art seines Verfahrens nach Möglichkeit beiseite zu schieben sucht, ich führe hier nur einiges einzelne dafür an. Gelegentlich spendet mir J. höfliche Anerkennung, z. B. S. 5, Anm. 17, S. 6 mit Anm. 20, S. 7, Anm. 21 (wo aber meine Ansicht nicht richtig wiedergegeben ist; *alii* heißt nicht alle), S. 10, Anm. 42 ('der so sorgfältige SCHM.') usw. Auf S. 14 aber zitiert er ein Wort von mir über die Bewußtheit der Arbeitsweise H.s mit der Bemerkung, daß die unberufenen Verteidiger H.s ihm diese zuschreiben, kennzeichnet mich also als unberufen. Dagegen sagt er freilich auf S. 107 selber: 'H. zitiert im allgemeinen überlegt und vorsichtig', und ebenda Anm. 133: 'H. hat übrigens das Bestreben, Adam möglichst sorgfältig zu excerpieren'; diese beiden Worte wollen freilich zum Sinn seiner gesamten sonstigen Ausführungen über H. und seine 'leichtfertige' Quellenbenutzung wenig passen. Über J.s Verhältnis zu mir vgl. noch seine ganzen Ausführungen S. 91ff. über die Biblizität H.s in Wahrheit (nach J.) und bei mir, in meiner (unvollkommenen) Erkenntnis, und dazu sachlich hier weiter unten. Ferner besonders etwa S. 97, Anm. 104; 111, Anm. 146. Aber sonderbar ist es doch, wenn er S. 106, Anm. 130 gegen eine angebliche Bemerkung von mir (angeblich in der Ausgabe S. 218, gemeint sein kann nur N. 4) polemisiert, die bei mir mit keinem Worte und keiner Andeutung steht, und wenn er auf S. 115 bei Besprechung einiger Sätze H.s in II, 15, S. 215ff. sich lustig macht über die Gelehrten, die 'über Sinn und Ursprung . . . (dieser Formel) sich die Köpfe zerbrochen haben', wenn er referiert (Anm. 160), was LAPPENBERG und HIRSEKORN davon gehalten haben; dann bringt er des Rätsels Lösung, einige Bibelverse; sie war nicht schwer zu finden, denn sie sind in meiner Ausgabe angeführt (S. 215, N. 1) — aber das teilt J. nicht

mit! Und auf S. 144 berichtet er über meine Ausgabe I, 67, p. 124: 'SCHMEIDLER nimmt für p. 124 die Lesart *furtis* unnützerweise an, denn *furiis* ist durch alle Codd. bezeugt und bereits in die Ausgabe BANGERTS von 1659 aufgenommen worden.' In meiner Ausgabe steht aber im Text: *Slavorum furiis minus obstitit*, und zu *furiis* nur als Note v: 'ita codd. edd.¹; at fortasse *furtis* legendum est'. Der Bericht J.s muß den Anschein erwecken, als ob ich *furtis* in den Text gesetzt hätte, und ist, auch wenn allenfalls eine gewisse Vergrößerung der Stelle in der Übersetzung vorliegen sollte², jedenfalls nicht sehr objektiv³. Und nicht ganz korrekt ist es doch auch, wenn er noch oft Zitate und Erläuterungen zu H. meiner Ausgabe entnimmt, mit dieser neu gewonnenen Erkenntnis gegen ältere Forscher und ihre Auffassung polemisiert, aber die Herkunft der Nachweise (die er dann meist ganz anders deutet als ich) aus meiner Ausgabe unerwähnt läßt; wenn er oft und ausführlich gegen OHNESORGE polemisiert, ihn als vollgültig und wichtig nimmt, ohne zu sagen, daß die deutsche Forschung ihn fast einmütig abgelehnt hat, daß gerade

¹) 'edd.' bedeutet, daß die Lesart in allen Ausgaben steht, also nicht erst bei BANGERT, sondern schon, was viel wichtiger ist, bei SCHORKEL. ²) Was man nach freundlicher brieflicher Mitteilung und Erläuterung von R. SALOMON-Hamburg vom 9. Oktober 1930 vielleicht sagen kann. ³) Ich will hier doch auch begründen, warum ich diese Konjektur in der Note aufgestellt habe. I, 67, S. 124 heißt: *Fuitque vir ille pacificus, cum tranquillitate creditum sibi gubernans regnum, nisi quod Slavorum furiis minus obstitit. Nam latrocinia Slavorum eo tempore plus solito invaluerunt*. Ein Wüten der Slaven, denn ihre Räubereien hatten mehr als gewöhnlich überhand genommen? Das ist eine nicht ganz einleuchtende, Widerstreben erweckende Verbindung. Wie heißen doch die letzten Worte der Slavenchronik? *Et cohibiti sunt utcumque Slavi a furtis et a latrociniiis suis*, von ihren Diebereien und Räubereien, nicht von ihrem Wüten und Räubereien. Ist es da unzulässig, wenn ich konjiziere, daß auf S. 124 unsere ganze Überlieferung verderbt sei (was nach Lage der Dinge, d. h. der Hss.-Verhältnisse, ganz möglich ist), *furiis* statt *furtis*? Freilich steht auch auf S. 136 wieder: *Slavorum furiis minus obstitit*, aber das habe ich sehr wohl gewußt, vgl. S. 136, N. g (cf. supra p. 124, n. v). Warum sollte nicht der gleiche Schreiber der Urhs. unserer Überlieferung hier wieder *furtis* zu *furiis* verderbt haben? Die Sache ist nicht sicher, aber ich habe ja auch meine Vermutung nur als vorsichtige Konjektur gegeben, und das hat J. nicht sachgemäß zum Ausdruck gebracht, sondern mit seiner Polemik den Anschein eines anderen Tatbestandes erweckt.

auch ich seine Ausführungen, teils schon in der Ausgabe, teils später¹⁾, z. T. recht scharf zurückgewiesen habe. OHNESORGE war nicht maßgebender Repräsentant der deutschen Helmsoldforschung, als den ihn J. z. B. S. 4 direkt bezeichnet, vielfach indirekt durch die ausführliche, ihm gewährte Beachtung erscheinen läßt. Dagegen die Auseinandersetzung mit meinen Anschauungen vermeidet und verbirgt er viel eher als daß er sie sucht.

So scheint mir im ganzen bei J. eine gewisse Unklarheit im Verhältnis zu mir vorzuliegen, sich eine gewisse Verlegenheit zu äußern, und das spricht nicht für das Bewußtsein von einer eindeutig gesicherten, als überlegen empfundenen Position. Aber mit einem Punkt seiner Darlegungen muß ich mich, wie schon angedeutet, noch etwas ausführlicher beschäftigen, das ist die Frage des Nachweises und der Behandlung der Bibelzitate durch mich und durch J. Er hat das sehr eingehend und eindringlich studiert und ausführlich dargelegt (S. 90—102), mit ersichtlichem Bemühen um gerechtes Urteil. Gerade darum darf ich vielleicht auf manche Umstände hinweisen, die ihm nicht bekannt sein konnten, auf die Grundsätze der Bearbeitung der *Scriptores rerum Germanicarum*, wie sie unter HOLDER-EGGERS Leitung galten, zumal für diese editionstechnischen Fragen und Probleme auch in wissenschaftlichen Kreisen das Verständnis oft gering ist. Nachdem das Erscheinen meiner Ausgabe bald 25 Jahre zurückliegt, darf ich wohl ohne große Gefahr persönlicher Voreingenommenheit und Einseitigkeit in eine Art Selbstrezension meiner damaligen Arbeit eintreten. Dazu kommt aber noch ein anderes. Helmsold hat seine Wichtigkeit gerade auch durch J.s Arbeit wieder einmal erwiesen, die Fragen der Kolonisation und gesamten Ostgeschichte werden die Wissenschaft vermutlich noch viel und lange beschäftigen. Da ist es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß entweder die *Monumenta* selbst sich künftig noch einmal zu einer Neuausgabe entschließen, die in mancher Beziehung schon eine Neubearbeitung sein möchte, oder aber von einer anderen (slavischen?) Seite eine neue Ausgabe geliefert wird. Für einen zukünftigen Editor darf ich vielleicht auf Grund meiner vorherigen Arbeit und Erfahrung hier

¹⁾ J. S. 4 mit Anm. 15 weist auf die Anzeige der 'Neuen Helmsoldstudien' OHNESORGES in der *Histor. Zs.* Bd. 108 (1912), S. 426 hin; meine Auseinandersetzungen mit O. in der *Histor. Vierteljahrsschrift* Bd. 16 (1913), S. 265—268 und 17 (1914), S. (313—316 und) 317—319 sind ihm wieder nicht bekannt geworden.

darlegen, welches mir der Stand der Dinge zu sein scheint und was etwa zu tun sein würde.

Bei der Beurteilung meiner Helmoldausage ist zu bedenken, daß sie meine erste an die Öffentlichkeit tretende Edition gewesen ist. Ich habe vorher meine (nie gedruckte) Ausgabe der *Chronica S. Mariae de Ferraria* gemacht und war mit der Arbeit am Tholomeus von Lucca beschäftigt, als mir HOLDER-EGGER 1906 die Neubearbeitung H.s übertrug. Mit den Sachfragen dieses Teils der Geschichte hatte ich mich bis dahin niemals eingehend beschäftigt, vielmehr seit meiner Doktorarbeit (bis zu meiner Habilitationsschrift 1909) vorwiegend stets mit der italienischen Geschichte und den italienischen Geschichtschreibern des Mittelalters; die Art der Gestaltung der Vorrede (mit Bericht über die Literatur) und der Anmerkungen (mit weitgehender Herübernahme derjenigen von LAPPENBERG) verrät in vielem den Anfänger, der sich im Bewußtsein mangelnder Erfahrung und keineswegs ausreichend vollständiger Kenntnis des Sachgebiets vorsichtig zurückhält, nach Möglichkeit andere reden läßt und selbst nur das sagt, was sich unwiderleglich und unbedingt gesichert auf dem Gebiet der eigentlichen Kern- und Hauptfragen der Edition sagen läßt. Zwar nicht an der eigentlich sachlich-wissenschaftlichen Arbeit, wohl aber an der endgültigen Gestaltung der Ausgabe hatte HOLDER-EGGER einen großen Anteil, sowohl dadurch, daß ich von vornherein seine für die Abteilung maßgebenden Grundsätze befolgte als auch dadurch, daß er im Mitlesen der Korrektur noch auf vieles Einfluß nahm, mir besonders z. B. noch eine ganze Anzahl Bibelzitate nachwies und nur nach seinem abschließenden und maßgebenden Urteil jeden einzelnen Bogen für druckfertig erklärte. Ich glaube, daß nach diesen Voraussetzungen und Bedingungen die Ausgabe immer noch geleistet hat, was irgend erwartet werden konnte: eine abschließende Beurteilung der Hss. und der gesamten — an sich ja einfachen — äußeren Überlieferung, eine im ganzen abschließende Gestaltung des Textes — wobei etwaige künftige kleine Änderungen im einzelnen noch immer vorbehalten bleiben können. Weiteres Ergebnis war ein auf Grund der vorhandenen wissenschaftlichen Literatur gebildetes, haltbares Urteil über die Persönlichkeit H.s als Schriftsteller und seine Zuverlässigkeit, das sich, wie mir eben scheint, auch gegen den neuen Angriff von J. behauptet hat, und eine vorsichtig zurückhaltende und nicht zu umfangreiche Fassung der — nach damaligem Brauch

der MG. — lateinisch geschriebenen Anmerkungen. Die Ausgabe hat sich, wie mir scheint, auch in der unmittelbar anschließenden wissenschaftlichen Erörterung als Grundlage bewährt, auf der alles weitere ohne irgendeine erforderliche, vorzunehmende erhebliche Korrektur aufgebaut werden konnte, und das scheint mir schon eine Erfüllung des Wichtigsten zu sein, was man von einer solchen Ausgabe verlangen kann.

Das bedeutet nicht, daß ein unveränderter — etwa mechanischer — Abdruck bei etwaigem Ausverkauf der Auflage und bevorstehendem Neubedarf dem wissenschaftlichen Bedürfnis vollauf Genüge leisten würde. Die Einleitung müßte umgestaltet und der Sachkommentar könnte, bei immer noch vorsichtiger Zurückhaltung und Selbstbeschränkung, doch etwas erweitert werden. Etwa aber in eine ausführliche und fortlaufende Polemik gegen J. einzutreten würde sich nicht empfehlen, Andeutungen und knappe Hinweise zur Ergänzung der Einleitung, wo das ausführlicher zu behandeln wäre, würden vollauf genügen. J. verlangt nun (a.a.O. S. 90—102), daß vor allem der Nachweis der zitierten und irgendwie benutzten nicht nur ganzen oder halben Bibelverse, sondern auch einzelnen Worte der Bibel viel ausführlicher und vollständiger geboten werden müsse; aber dazu ist einiges zu sagen. Es ist zuzugeben, daß er manches nachgetragen hat, was mir und HOLDER-EGGER entgangen ist, und der künftige Herausgeber wird J.s Werk in dieser Beziehung sorgfältig durcharbeiten müssen. Aber in dem Umfange und nach dem Verlangen J.s wird man seine Nachweise und Erläuterungen doch nicht geben können, z. T. schon im Interesse der Handlichkeit und Verkäuflichkeit der Ausgabe nicht. Und vieles, was er als breite Erläuterungen und (sehr anfechtbare) Interpretation bringt, gehört gar nicht in eine Ausgabe, sondern in ihre wissenschaftliche Erläuterung und Verarbeitung in Aufsätzen und Büchern über den Schriftsteller. Es wird manches von J.s Hinweisen künftig aufzunehmen sein, in möglichst komprimierter Form, aber bei weitem nicht alles.

Was ist also nach alledem, nach meiner obigen sachlichen Kritik an J. bezüglich der angeblichen Unzuverlässigkeit und Phrasenhaftigkeit H.s, nach meinen Ausführungen über das Verhältnis J.s zu meiner Ausgabe und meinen Anschauungen das abschließende Urteil über das Ergebnis der Arbeit J.s an H.? Es ist nicht gar kein Ergebnis vorhanden, J.s Arbeit ist nicht als ganz nutzlos anzusprechen. Er hat m. E. nicht ohne Recht das

gesamte phraseologische Element bei H. stärker betont als bis dahin geschehen, hat — vor allem aus der Bibel — manches stilistische Vorbild für diesen oder jenen Ausdruck in anerkennenswerter Weise nachgewiesen.¹ Aber sein versuchter Nachweis, daß H. seine realen Quellen in leichtfertiger Weise benutzt habe und sachlich unzuverlässig sei, ist m. E. vollständig mißlungen; und seine Interpretation der stilistischen Abhängigkeiten, daß eine jede solche die Sachbedeutung der betreffenden Stelle und Nachricht H.s vollständig aufhebe und zunichte mache, ist ganz und gar abzulehnen. Sein immer und immer wiederholter Hauptsatz, daß H. gar keinen Sinn für die Realität gehabt habe, daß er seine Chronik rein phraseologisch, erbaulich-legendenhaft dahergeschrieben habe, beweist umgekehrt für J. einen erschütternd geringen Tatsachensinn, einen Mangel an Vergleichsfähigkeit für die Eigenart der mittelalterlichen Schriftsteller. Daß H. in Wahrheit einen sehr ausgeprägten und für das Mittelalter außergewöhnlich großen Tatsachensinn gehabt hat, kann ich hier nicht wieder im einzelnen beweisen, ich verweise dafür auf meinen oben S. 377 genannten Aufsatz. Als neu bringe ich hier nur folgendes Argument bei. Ich habe a. a. O. S. 221 f. dargelegt, wie H. mit seinen eigenen programmatischen Erklärungen über die Absichten seines Werkes aus der Reihe der üblichen Sentenzen in den Vorreden stark herausfällt, wie er selbst das nüchterne Tatsachenwissen der Historie stark über die theologisch-philosophisch-moralische Spekulation stellt. Es ist bemerkenswert, daß ich noch heute eine gleichartige Sentenz eines Historikers nicht beizubringen vermag, nur ein paralleles Beispiel aus einem etwas anderen Gebiet. Im Bereich der Bibel- und gesamten Schrifterklärung (Kommentare) galten die verschiedenen Prinzipien des *sensus historicus* (Tatsachen- und Wortsinnerklärung), *sensus allegoricus* oder *anagogicus* (wodurch die wunderbarsten Deutungen in die einfachsten Texte hineingeheimnigt werden) und des *sensus moralis*; im allgemeinen galten den Theologen der *sensus allegoricus* und *moralis* für weit höher als der *sensus historicus*. Da kann ich jetzt nur eine ähnlich wie H. realistische, auf die Erklärung des Tatsachensinns

¹) Aber neue Nachweise stilistischer Vorbilder aus anderen Quellen hat J. gar nicht gebracht, und doch wäre es sehr wohl möglich. Ich selber habe mir in meinem Handexemplar vieles Diesbezügliche angemerkt, was ich inzwischen gefunden habe und künftig einmal evtl. mitteilen könnte.

gerichtete Erklärung auf dem Gebiete der Theologie beibringen wie H. auf dem Gebiete der Geschichte. Der Mönch Christian von Stavelot¹ im 9. Jh., der nach Sigebert von Gembloux aus dem romanischen Aquitanien stammte, sagt im Vorwort zu seinem Matthäuskommentar: *‘Studui autem plus historicum sensum sequi quam spiritalem, quia irrationabile mihi videtur spiritalem intelligentiam in libro aliquo quaerere et historicam penitus ignorare, cum historica fundamentum omnis intelligentiae sit et ipsa primitus quaerenda et amplexanda et sine ipsa perfecte ad aliam non possit transiri.’* Diese Erklärung des Mannes, der nach den Darlegungen von DÜMMLER überhaupt einen offenen Blick für die Tatsachen der Welt und des Lebens gehabt hat, ist eine seltene, spärliche Parallele zu der Programmklärung H.s, der sich lieber mit den Königen und Propheten und wechselnden Kriegesläuften beschäftigen, lieber ein Werk zum Lobe derjenigen schreiben wollte, die das Slavenland mit dem Lichte des Christentums erleuchtet haben, als auf die unsichtbaren göttlichen Dinge den forschenden Blick richten und den unerkennbaren göttlichen Geheimnissen nachstreben wollte.

So habe ich im ganzen meinen oben (S. 377) genannten Ausführungen zur Charakteristik H.s nur wenig hinzuzufügen, nichts daran zu ändern. Es bleibt nach wie vor dabei, daß H. sehr überlegt und methodisch gearbeitet hat, daß er sich ein zutreffendes Bild von dem gesamten Gange der Geschichte der Kolonisation von ca. 800—1170 gemacht hat; daß er sehr vieles Wertvolles über Einzelereignisse von 1075 an allein berichtet, daß er in allen seinen Mitteilungen durchaus gutgläubig und weitgehend zuverlässig ist. Es bleibt zu betonen, daß er nicht sehr welterfahren und z. T. geradezu naiv gewesen ist, daß er keinen Einblick in geheime politische Verhandlungen gehabt, nur selten etwas Intimeres erfahren hat; darin bin ich mit J. ganz einig. Und man kann mit diesem das stilistisch-phraseologisch-schulmäßige Element, das auch für eine gewisse Einfalt und Einfachheit H.s zeugt, etwas stärker betonen und genauer verfolgen als ich getan habe. Aber den Sachgehalt der Nachrichten H.s kann man auf keine Weise aus der Welt schaffen, weder für die Geschichte der Kolonisation noch für die allgemeinere deutsche

¹⁾ Vgl. E. DÜMMLER, Über Christian von Stavelot und seine Auslegung zum Matthäus, in den Berliner Sitzungsberichten 1890, S. 935 bis 952, woher die folgende Stelle und Tatsachen entnommen sind.

Geschichte, und diese Nachrichten könnten künftig in mancher Hinsicht noch mehr beachtet und richtiger gewertet werden als es gegenwärtig manchmal geschieht. Der vielgeschmähte H. wird den Angriff auch seines letzten Kritikers überstehen, und für die Geschichte der Kolonisation des deutschen Ostens wird man ihm immer dankbar bleiben für die zuverlässige Überlieferung von sehr vielem, was wir ohne ihn nicht wissen würden.

Nachtrag.

Zur Frage des Verkehrs auf den Flüssen im M.A. (oben S. 362f.), die mich nicht nur als Problem der Kriegsgeschichte seit langem interessiert und für die ich mancherlei Material gesammelt habe, vergleiche man noch die Arbeit von THEODOR MAYER, Zwei Passauer Mautbücher aus den Jahren 1400—01 und 1401—02. Verhandlungen des Histor. Vereins f. Niederbayern Band 44 (1908) und 45 (1909). MAYER bietet da in Band 45, S. 100—175 Erläuterungen aus dem Material der von ihm veröffentlichten Mautbücher, S. 173—175 Bemerkungen über den Schiffsverkehr auf Donau und Inn. Er gibt da hohe Zahlen von hunderten von Schiffen, die auf diesen Flüssen in Verkehr waren, für den Salzhandel, Weinhandel und Gewandschiffe, und sagt abschließend (S. 175): 'Wenn auch bedeutende Fehler unterlaufen sein können, so sehen wir doch einen Verkehr auf den Flüssen, von dem man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen kann'.
